Pacific School of Religion Berkeley Calif.

OLZ

XXXVI / 1 JANUAR 1933

Heth. *milit* = „Honig".

Von Hans Ehelolf.

Das leider stark beschädigte Fragment Bo[1] 5063 gehört, wie Vs. 9 (*ša-an-ḫa*), 11 u. 12 (*Ú.UL AK.ŠU.UD*), 13 ([*ša-an-ḫu-u*]*n* KI.II[2] KAS$^{ḪI.A}$ GÍD.DA-*kán* KI.II) und weitere Stellen zeigen, zu der bisher besonders durch die „Yozgat-Tafel" (VBoT 58) und KUB XVII 10 bekannt gewordene Textgruppe des Mythos vom verschwundenen und zurückgekehrten Gott. Z. 22f. lauten:

]×-*li-iš* ŠÀ-*it* LÀL-*it ḫar-ši*
ḪUR].SAG^{MEŠ}-*uš pár-ga-mu-uš zi-ik*

Nach gesicherter Ergänzung eines *ša-an-ḫa* zu Beginn von Z. 24 (s. KUB XVII 10 I 24f., 35) wird man inhaltlich sogleich an den Passus KUB XVII 10 I 34f. erinnert, wo unter Berufung auf die verwandten Bruchstücke Bo 2488 (u. Bo 273) herzustellen ist[3]: ^{D}NIN.TU-*aš* (35) [NIM.LÀL-*an IŠ.P*]*UR i-it-ɣa* ^{D}*te-li-pí-nu-un zi-ik ša-an-ḫa* „Die (Göttin) N. [entsan]dte [eine Biene] (mit den Worten): ‚Geh, suche du den T.!'" Auch Bo 5063 soll sich demnach, wie das ŠÀ-*it* LÀL-*it ḫar-ši* „du hast in (deinem) Innern Honig"[4] von vornherein nahelegt, eine Biene (NIM.LÀL) auf die Suche nach dem Verschwundenen machen. — LÀL-*it* ist also Akkusativ, nicht etwa Instrumental.

Danach empfiehlt es sich wohl, auch in der satzlosen Aufzählung KUB IX 28 II 10f.: KAŠ GEŠTIN LÀL-*it ɣa-a-tar an-da* GEŠTIN-*aš* (11) *šu-uḫ-ḫa-an-za* (*nu ši-pa-an-ti*) das LÀL-*it* eher koordiniert zu fassen, nicht als Instrumental, was nur unter Annahme einer — zur Not denkbaren — Ellipse möglich wäre. Man hat also zu übersetzen: „Bier, Wein, Honig, Wasser; darein ist Wein geschüttet. (Nun libiert er.)" — LÀL-*it* ferner in der Reihe KUB XV 31 III 42f.: GEŠTIN-*ia ta-ɣa-al ɣa-al-ḫi* (43) GA.AL Ì.GIŠ[1] LÀL-*it* [*an-da*][2] *ši-pa-an-ti*, wozu man, was die häufige Verbindung „Fett, Honig" (oder „Honig, Fett") angeht, KUB VII 41 Rs. 15 (Ì.LÀL)[3], KUB IX 28 I 29 (Ì.GIŠ LÀL), bzw. KBo II 3 I 54, KUB XV 42 III 9f., IX 6 I 6 (LÀL Ì.GIŠ) vergleiche.

Wenn nun Bo 4827, 5 in leider gänzlich zerstörtem Zusammenhang ein (*nam-ma*) Ì-*an mi-li-it* begegnet, so läßt sich, gerade auch im Anschluß an das zuletzt Gesagte, angesichts der Seltenheit der mit *-t* auslautenden Substantiva im Hethitischen dies *milit* mit einiger Zuversicht als die phonetische Schreibung von LÀL-*it* ansprechen. Und diese Vermutung wird, unabhängig von naheliegenden etymologischen Spekulationen, dadurch zur Gewißheit erhoben, daß sich ohne Bezugnahme auf das bisher besprochene Material im Heth. ein Adjektiv *milittu* mit der Bedeutung „süß" nachweisen läßt, das sich also semantisch zu *milit* „Honig" verhält wie got. *miliþ* „Honig" zu ags. *milisc* „süß"[4]. Dies Adjektiv erscheint 1. in der Schreibung *mi-li-id-du* KUB XVII 10 II 17 in deutlicher Beziehung auf die Feige[5], 2. im gleichen Text II 25ff. mit abweichender, noch nicht erklärbarer Vokalisation[6] als *ma-li-*

1) Die Abkürzungen sind die üblichen. S. z. B. Zeitschrift f. Assyriologie, Neue Folge, Bd. V, vor S. 1 und auf dem Umschlag der einzelnen Hefte. Vgl. ferner Sommer, Die Aḫḫijavā-Urkunden (= AU), S. XIII—XIV.

2) Für das KI.II ist je nach der Stellung entweder ein *Ú.UL AK.ŠU.UD* oder ein *ša-an-ḫu-un* einzusetzen.

3) Bo 2488 bereits richtig in diesem Sinne verwertet von Forrer RAH I 156f.

4) Man fragt, wozu das hier hervorgehoben wird. Die Antwort gibt wohl Bo 2488 II 7 (Forrer a. a. O. 156): *nu-za* GAB.LÀL *da-a na-an ar-ḫa a-an-a*[*š*] (vgl. dazu KBo III 8 II 33f.; u. Sp. 7). — Zur Formulierung KUB XVII 12 III 10f.: „Und wie die Traube in (ihrem) Inneren (ŠÀ-*it*) Wein hat (GEŠTIN *ḫar-zi*)" und, mit Umstellung von Instrumental und Objekt, u. a. King HT 100, 9, KUB XVII 13 II 5f., 9f., 10 II 19f.

1) Var. in d. Dupl. KUB XV 32 IV 4: Ì-*an*.

2) Erg. nach KUB XV 32 IV 4.

3) Vgl. auch Ì.GIŠ GAB.LÀL KUB XXV 48 IV 26.

4) Weiteres s. bei Walde-Pokorny, Vgl. Wb. II 296.

5) Dazu Bo 10204 II 16f.: GIŠMA *ma-aḫ-ḫa-an mi-li-id-du A.NA* ^{DI}ŠKUR ^{URU}*ku-l*[*i-ú-iš-na*] (so nach III 10; s. ferner KUB XII 19 II (11), 14, 17, 19) (17) ZI^{TUM} *an-da QA.TAM.MA mi-li-it-ti-iš-du* „Wie die Feige süß ist, so soll dem Wettergott der Stadt K. der Sinn (die Gesinnung) in seinem Innern (*anda*) gleichfalls süß werden". — Auch ags. *milisc* in weiterem Sinne, durchaus nicht nur vom Honig gebraucht; s. Bosworth-Toller, An Anglo-Saxon Dictionary (Oxf. 1882/98) s. v.

6) Siehe die vorläufigen Andeutungen bei Sommer AU 57 m. Anm. 1. Dazu etwa noch *zi-na-ar* KUB XXV 1 I 37, (34) statt des normalen *zi-nir* (z. B. ibd. 3 III 7), *pí-iš-kar* Bo 2318 I 17 (// ibd. 18 SUM-*ir*); das Nebeneinander von *te-ri-ia-al-la* u. *ta-ri-ia-la* (graphischer Notbehelf) OLZ 1929 Sp. 325; Schwankungen bei Eigennamen: ^{URU}*ne-ra-ak* KUB X 35, 1, ferner u. Sp. 4 zu ^{D}*te-ši-mi-*.

id-du: LÀL-*i*[*a ma-a-aḫ-ḫa-an*] (26) *ma-li-id-du* Ì.NUN *ma-a-aḫ-ḫa-an mi-ú* D*te-li-pí-nu-ya-aš-ša* Z[I.*ŠU*][1] (27) *QA.TAM.MA mi-li-ti-iš-du na-aš QA.TAM.MA mi-i-e-eš-tu* „Und wie der Honig süß ist, wie der Rahm glatt(?)[2] ist, so soll auch der Sinn des T. gleichfalls süß werden, er soll gleichfalls „glatt"(?) werden". Dieser Beleg liefert also die Paronomasie *milit maḫḫan malittu*[3]. — Das denominierte Verbum *militeš-* noch in der 2. sg. imper. Bo 860 Rs. 6f. (man beachte die etymologische Silbentrennung): *zi-iq-qa* DUTU URUTUL-*na* (7) *A.NA* LUGAL SAL.LUGAL IGI-*an-da QA.TAM.MA mi-li-it-e-eš* (die Oberfläche der Tafel ist stark beschädigt, sodaß sich über das Vorhergehende keine Sicherheit gewinnen läßt)[4].

In phonetischer Schreibung ist *milit* bisher noch an zwei weiteren Stellen zu belegen: 1. Bo 1632 (wohl Gebet; ganz fragmentarisch), wo Rs. ‚9' *mi-li-it* SUM-*zi*, Rs. ‚10' SIG$_5$-*an-ten pí-eš-kán-zi*. Beiden Gliedern geht ein sehr wahrscheinlich auf die angeredete Gottheit (‚11': EN.*ÍA*) bezügliches *-ta* voraus.

2. Mehr Interesse als dieser farblose Beleg verdient die schwierige Stelle Bo 706 Rs. 24ff.: ZI-*ni-ya-ra-za-an-kán tar-ni* URU*ne-ri-iq-qa-an* URU-*an* D*te-ši-mi-ya-kán a-aš-ši-ia-an-ti* (25) *gi-nu-ya ša-ni-iz-zi-uš ti-eš-ḫu-uš šu-up-pa-ri-ia-an-za e-eš-ta* (26) *a-ra-a-i* URU*ne-ri-qa-aš* DU-*aš* D*te-ši-mi-eš*??-*ya-ta* GEŠTIN-*aš mu-ri-eš* (27) *mi-li-it ma-a-an kán-kán*$^{a\,n}$*-za* „Laß[1] sie in deine Seele hinein, Neriq, die Stadt! In dem geliebten Schoße der Göttin Tešimi warst du in süße Träume eingehüllt(??). Erhebe dich, Wettergott von Neriq! Eine Weintraube der(?) Göttin Tešimi wie Honig ist dir hingehängt"[2]. Dazu notgedrungen ein kurzer Kommentar.

ZI-*ni-ya-ra-za-an-kán* nicht etwa *ZI-*ni*+*uar*+*at*+*šan*+*kan*, da dem Enklitikon *-šan* (ebenso wie übrigens *-kan*) in dem mir bekannten Material niemals eine weitere Partikel folgt. Vielmehr = ZI-*ni*+*yar*+*a(n)*+*zan*+*kan* (vgl. etwa KUB XIV 3 I 9 *i-it-ya-ra-an-za-an-kán*). Für die Reduktion des *n* vor folgendem Verschlußlaut s. Götze N. Br. 5f., Sommer AU Index S. 446b. — Es geht also nicht an, in *-zan* eine unter besonderen lautlichen Bedingungen erscheinende Spielform von *-šan* zu erblicken (so zuerst Sommer Bo.-St. VII 41[1]), vielmehr sind die beiden Partikeln, wie die Eigentümlichkeiten ihrer Stellung zeigen, wesensverschieden.

D*te-ši-mi-ya-kán a-aš-ši-ia-an-ti gi-nu-ya*: die der Übersetzung untergelegte Konstruktion als σχῆμα καθ' ὅλον καὶ μέρος — *ginya* D./L. — ist mir die wahrscheinlichste (es bleibt daneben möglich, *ginuya* als Richtungs-Akkusativ zu fassen). Ferner ziehe ich vor, *aššiianti* auf *ginuya*, nicht auf den Eigennamen zu beziehen, solange mir für attributives *a.* beim N. pr. kein Beleg bekannt ist. Vorausstehendes *aššiant-* z. B. noch KBo III 21 III 21, 24; KUB VI 45 I 13 = 46 I 14; KUB XXI 27 III 44, IV 14. — Zu D*te-ši-mi-* vgl. D*ta-ši-mi-iš* in einem Fach mit dem Wettergott der Stadt Liḫšina KUB VI 46 II 51 = 45 II 8. Dazu gehörig möglicherweise die Namen D*ta-aš-ši-mi-iz* KUB XX 24 IV 13 (statt dessen in dem eng verwandten KUB XXV 35, 3 D*ta-ši-m*[*i-iz*][3]) und D*ta-ša-ma-za* KBo IV 13 I 3. An beiden Stellen nach einigem Abstand D*ḫa-an-ta-aš-ša-aš* (KUB XX 24 IV 27, KBo IV 13 I 4). Ein *A.NA* D*ta-ši-im-me-ti* Bo 2405 III 7; ibd. 9 in protohattischer Umgebung D*ta-ši-im-me-it*. Endlich D*TAŠ.ME.TU*(*M*) unmittelbar nach DU(!) Bo 2421 IV? 16. Man wird getrost D*taš-me-tu*(*m*) umschreiben und in den obigen in Vokalismus und Flexionstyp schwankenden Gebilden (zu dem Wechsel *a* : *e* s. oben Sp. 2, Anm. 6) Versuche erblicken dürfen, sich den Namen der babylonischen Göttin laut- und formgerecht zu machen.

ša-ni-iz-zi-uš ti-eš-ḫu-uš: vgl. noch Bo 168 III 1f.: [LÚ] DU *te-iz-zi a-ra-a-i* DU URU*zi-ip-l*[*a-an-da*] (2) *ša-ni-iz-zi-ia-az te-eš-ḫa-az*. — *šanizzi-* (hier nur Andeutungen) semantisch gut mit dem Schwammwort טוֹב zu vergleichen und morphologisch, was auch die Bedeutung empfiehlt, gewiß zu den „Superlativen" (Sommer bei Götze Ḫatt. S. 91), *šarazzi-*, *appizzi-* usw. in Beziehung zu setzen, obwohl innerhalb des Heth. eine etymologische Anknüpfungsmöglichkeit einstweilen nicht gegeben ist. — Das Adjektiv erscheint mehrfach substantiviert, so VAT 6701 II 15 *nu-za e-it ša-ne-iz-zi e-ku-ma ša-ne-iz-z*[*i*] „iß und trink Gutes", Bo 4064, 10 *ša-ni-iz-zi-it iš-ki-it* „er salbte sich mit bestem Öl" [Danach zu ergänzen KUB XV 34 II 29 *ki-i-ma ma-*

1) So nach II 25.

2) S. die vorläufige Notiz von Götze N. Br. 32[1], wo als Grundbedeutung der Wurzel „triefen, strotzen" erwogen wird. Das Material führt mich eher auf eine Bedeutung wie „geschmeidig, glatt, lind". *mi-i-uš ḫa-lu-ga-aš* KUB XVII 10 IV 32 (irgendwie symbolhaft vergegenständlicht: *ki-it-ta*): eine glatt eingehende, also eine angenehme Botschaft? Vgl. die akkad. Wendungen mit *kīma ulū šamni* (Literatur bei Streck VAB VII 2, 261[18], 363[8]), gelegentlich auch auf das „Wort" bezogen (s. ferner CT XV 1 Col. I 10). — Möglich, daß auch das häufiger belegte NINDA *miumiu* (KUB XXV 14 IV 2, 46 II 5 [ohne NINDA], 12; Bo 477, 7, 610 II 12, 4999 IV 15) hierher gehört. — Ich bringe, vor allem wegen des Glossenkeils, noch folgende aus einer Kombination von Bo 681, 4f. u. seinem Duplikat Bo 5810 Vs. 4ff. zu gewinnende Stelle zur Kenntnis: *nu te-iz-zi* DUTU-*i e-it-za* $\overset{\text{A}}{\text{K}}$*mi-i-ú-un a-a-an-ta-an ša-ku-ya-an-ta-an nu* ZI.*KA mi-i-e-eš-du e-ku-ma* GEŠTIN-*an* (von hier an wird der Text lückenhaft). Man beachte, daß sowohl *miu-* wie *šakuyant-* vom Regen gebraucht wird: Götze N.Br. 32[1], Friedrich Verträge II 166. [Für letzteres erwäge ich, ohne das einstweilen evident machen zu können, eine Grundbedeutung „kalt, kühl" (von einer Fackel: „nicht brennend" [„nicht mehr" oder „noch nicht"?]).]

3) Sayce bemerkt JRAS 1930, 314 zu der Stelle: „*miliddu* and *milites* seem to be related to *miliskus* ‚an eunuch' ".

4) Nicht hierher gehörig offenbar der dunkle Passus in KUB IX 34 III 42 *na-an-ši-ia-aš-kán an-da me-li-te-iš-ta*; vgl. aus dem zugehörigen Text KUB IX 4 III 27f. das *an-da mi-li-ta-te-eš-du*.

1) Zur Form KBo IV 3 III 29, KUB VIII 79 Vs. 18.

2) Als Erinnerung an die Geliebte?

3) Vgl. auch D*ta-ši-iz* Bo 2033 I 59; vorhergeht (54ff.) neunmal DU + wechselndem Stadtnamen, darunter 55 URU*li-iḫ-ši-na*. — D*ta-ši-iz* Schreibfehler statt D*ta-ši-*⟨*mi-*⟩*iz* oder lautliche Entwickelung über ein *D*tašiyiz*?

aḫ-ḫa-an Ì DÙG.G[A *ša-]ni-iz-zi* „wie dieses Feinöl von bester Qualität ist (und von Göttern und Menschen geschätzt wird)"]. Substantiviertes *š.* endlich KUB XV 31 I 25 (= 32 I 27) *nu-uš-ša-an ša-ni-i-iz-zi iš-ḫu-ya-a-i* „er schüttet Spezereien hin" (vgl. VBoT 16 Vs. 5). — Als Adjektiv gebraucht vom Opfer (+ *parkui*) KUB XV 32 I 52, von der Zeder KUB XXIV 1 I 11 = 2 Vs. 10; vom „Wort" u. Sp. 6f.; von dem *zūya-* der Götter KUB XIII 4 IV 67, 71, von dem ebenfalls noch nicht scharf zu fassenden Substantiv *kinanta* VBoT 58 IV 23, 33 (40), KUB VII 60 II 12. — Das denominierte Verbum *šanizziaḫḫ-* bedeutet „sich gütlich tun" = „sich sättigen": *e-it-za nu ša-ne-iz-zi-ya-aḫ e-ku nu-za ni-i-ik* = Bo 10190 (+ Dupl. Bo 2761 [s. Forrer Forschg. I², 184³]) ,14'. — Zu *ni(n)k-* „sich satt trinken" KlF I 137ff.).

šu-up-pa-ri-ya-an-za: die Bedeutung ist lediglich nach der Konstruktion des Verbums geraten. Allerdings kennt das heth. *ya šš(iya)-* „bekleiden, anziehen" bei passiver Wendung ein derartiges „Sachobjekt" nicht, verlangt vielmehr den Instrumental (*IŠ.TU* ... KBo II 16 Vs. 2, IV 6 Vs. 29; KUB X 53, 3; KAT-*it* KBo IV 9 V 19). — *š.* demnach ganz anders zu deuten? Etwa gar „schlafen"? Dafür spricht vielleicht KUB XX 86 V 9f. (9: *a-pí-e-da-ni iš-p[a-an-ti*]!).

D*te-ši-mi-eš*??(-*ya-ta*): Lesung und grammatische Fassung nach einem unverbindlichen mündlichen Vorschlage Sommer's. Das Zeichen vor *ya* ist stark beschädigt. Die Spuren stimmen allenfalls zu *eš*, doch ist der in Anspruch genommene Raum auffallend groß. — D*te-ši-mi-eš* als Kontraktionsprodukt aus *D*tešimiyaš* Genetiv? Vgl. Sommer AU 324[1]f.

GEŠTIN-*aš mu-ri-eš mi-li-it ma-a-an kán-kán*[an]*-za*: für *mān* „wie" zunächst s. die von Sommer AU 126[1] beigebrachten Belegstellen; man wird diese Bedeutung von *mān* anzuerkennen haben. — *muriš* = „Traube" ergibt sich in Kombination mit dem Obigen zwingend aus dem drastischen Vergleich VAT 13 042 Rs. 19ff.: *nu-za* I ŠAḪ *ma-a-aḫ-ḫa-an* (20) ŠAḪ.TURḪI·A *me-ik-ku-uš ḫa-aš-ki-iz-zi ki-e-el-la-az ŠA* GIŠSAR GE[ŠTIN]¹ (21) I-*aš-ša* GIŠ*ma-a-aḫ-la-aš* ŠAḪ-*aš i-ya-ar mu-u-ri-uš* (22) *me-ik-ku-uš ḫa-aš-ki-id-du* „Wie eine Sau viele Ferkel hervorzubringen pflegt, so soll auch jede einzelne[2] Rebe dieses Weingartens wie die Sau viele Trauben hervorbringen". Eine Verteilung *maḫlaš* „Traube", *muriš* „Beere" ergäbe ein schiefes Bild, da die Traube aus den Beeren besteht, nicht sie „hervorbringt". Zudem spricht das *kank-* „hangen" bei *muriš* in Bo 706 dagegen (vgl. lat. *dependere*, gesagt von der Traube; z. B. Plin. hist. nat. 11,55, 27,11). Endlich mag der Vergleich zwischen GEŠTIN-*aš muriš* und *milit*, will man für letzteres versuchsweise auch die Bedeutung „Honigwabe" einmal zugeben, gleichzeitig auf die Geschmacksqualität wie auf die Gestalt gehen: süß und anzusehen wie eine Honigwabe[3]. — Wäre VAT 13042 bereits vor den hethitischen Gesetzen bekannt gewesen, würde man wohl kaum auf ein *maḫlaš* = „Apfelbaum" oder „Apfel"[4] — inzwischen ist dieser Gleichung RAH I 31ff. bereits ein weit ausgreifender Artikel gewidmet worden — verfallen sein. Übrigens legen die Gesetze selbst einen derartigen Bedeutungsansatz wahrhaftig nicht gerade nahe. Auch an der OLZ 1929 Sp. 325[2] zitierten Stelle[1] (jetzt KUB XXIV 11 III 16) ist keineswegs von „Apfelwein" die Rede: *maḫlaš ḫuelpiš* vielmehr gemäß einer schon vor Jahren von Sommer vermuteten und mir mündlich mitgeteilten Bedeutung für das Adjektiv *ḫuelpi-* (= „Erstlings-") die „Erstlingsrebe", d. h. wohl die erstmalig tragende Rebe. — Somit handelt es sich nur noch darum, in dem § 101 der Gesetze (Hrozný Code S. 100/01) die Begriffe GIŠGEŠTIN und *maḫlaš* sachlich zu differenzieren. Man beachte, daß gemäß der summarischen Zusammenfassung in Z. 7 zum mindesten nach der „Reform" auf Diebstahl eines GIŠGEŠTIN, eines *maḫla-*[2] (d. h. gewiß: einer fruchttragenden Rebe) und eines „Zahnes" Lauch die gleiche Strafe steht (so denkt auch Hrozný a. a. O. 101[3]). Da nun, wie ich von sachkundiger Seite belehrt werde, die mühsame (unter Umständen ganz unmögliche) Ausrodung eines bis zu einer Tiefe von 3 Metern im Boden verwurzelten Stockes deshalb keinen Sinn hat, weil eine Neupflanzung niemals gelingt, wird hier unter GIŠGEŠTIN im engeren Sinne das zu verstehen sein, was wir „Reiflinge" nennen, zwei- bis dreijährige Weinpflanzen, die erst noch tragen sollen. Diese kann man verpflanzen, und deren Wert ist mit dem einer Trauben tragenden Rebe gut zu vergleichen.

Es bleiben nunmehr noch zwei Belege für LÀL-*it* zu besprechen.

1. VAT 13 027 II 17ff.: *ud-da-ar-ma-aš-š*[*a*?-*an*?] (18) *ku-e* KA×U-*az*[3] *pa-ra-a i-ya-at-ta-ri* (19) *na-at* LÀL-*it i-ya-ar ša-ni-iz-zi e-eš-du* „Die

1) Sturtevant's Glossary S. 43 erweckt den Anschein, als habe ich dort die Bedeutung „apple tree" für *m.* irgendwie befürwortet oder erwiesen.

2) Der Diebstahl eines „Apfelbaums" ist in keiner Beziehung eine Bagatelle.

3) Ich benutze die Gelegenheit, für die von Friedrich ZA N. F. I 21 mit Recht vermutete Identität von KA×U- und *iš š-* zwei dokumentarische Belege beizubringen. 1. Für KA×U-*i* KUB IX 34 III 21 bietet das Duplikat Bo 3193 Rs. 1 *iš-ši-i*; 2. ergeben die folgenden Zeilen eines zweifellos aus dem Akkadischen übersetzten Omens (Bo 2204 I 5—7, 9—11) die Gleichung KA×U-*az* = *iš-ša-az*: (5) [*ták-ku-*]*kán* UKÙ-*aš še-eš-zi* (6) [*nu*]-*uš-ši-kán* KA×U-*az iš-ša-al-li* (7)*pa-ra-a* ZAG-*ni mi-e-ni ar-ši-iz-zi* und (9)*ták-ku-kán* UKÙ-*aš* GIŠNÁ-*aš še-eš-zi nu-uš-ši-kán* (10)*iš-ša-az iš-ša-al-li pa-ra-a* (11)KAB-*li mi-e-ni a-ar-aš-ši-iz-zi* „Wenn ein Mensch (auf [seinem] Bette) schläft und ihm aus dem Munde der Speichel auf der rechten (bzw. linken) Seite(?) herausfließt". — *iššalli* — gewiß nicht das ursprüngliche Wort für „Speichel", sondern Euphemismus: „die zum Munde gehörige (Flüssigkeit)" — noch belegt: 1. Bo 550 I, Duplikat zu KBo II 32. I 2—4 dort ist herzustellen: (2)*ma-a-an-ši-kán* SAG.DU-*za ku-iš-ki te-ta-n*[*a-an*] [*ar-ḫa*?] (3)*da-a-aš ma-a-an-ši* KA×U-*aš ku-iš-ki iš-ša-al-li* [*ar-ḫa*?] (4)*da-a-aš* „sei es, daß ihm jemand vom Kopfe ein (das) Haar oder daß ihm jemand den Speichel des Mundes (weg)genommen hat". 2. In dem Vokabular KBo I 45 Rs. 9. Vorhergeht *al-ya-an-za-tar*, nach der Anlage des Textes mit gleichem Ideogramm. Demnach hat Götze N.Br. 14f. sehr richtig gesehen, wenn er das Ideogramm „U.KAK" für *alyanzatar* als ursprüngliches UḪ „Speichel" deutet. — KBo I 45 Rs. 11 ergänze wohl [*iš*]-*ša-al-la-an-za*.

1) Anfänge von zwei Waagerechten erhalten. Zur Ergänzung s. Hrozný Code S. 106, 12.

2) I-*aššа* distributiv wie *kuiššа* „quisque".

3) Ob auch *mu-u-ri-ya-li*[u. *mu-u-ri-ya-la-an* KUB XII 15 V 24, 17 (21f. wird ein Gefäß mit Wein gefüllt) in diesen Zusammenhang gehören, läßt sich nicht entscheiden.

4) Hrozný übersetzt, jedoch zweifelnd, Code 101, 1 GIŠ*maḫlan* mit „des ARBREpommiers", dagegen ibd. 107, 12 mit „des ARBREpommes".

Rede aber, die aus dem Munde hervorkommt, die soll süß (s. o. Sp. 4f.) wie Honig sein". Vgl. A 249: τοῦ καὶ ἀπὸ γλώσσης μέλιτος γλυκίων ῥέεν αὐδή; weiter etwa μελιβόας, μελίγλωσσος (dazu das indische Gegenstück *madhu-jihva-*) und weitere Komposita. — Auffallend und störend ist hier lediglich das unflektierte LÀL-*it* vor *iyar* statt des zu erwartenden Genetivs. Man hat entweder an eine Schrumpfung der Flexion bei den im Absterben begriffenen *-t*-Neutra zu denken[1] — tatsächlich läßt sich ein *LÀL-*aš/i/az* nicht nachweisen[2], sondern nur noch ein sogleich zu besprechender Instrumental LÀL-*it* —, oder man müßte sich zu der wenig wahrscheinlichen Annahme bequemen, daß *iyar* unter Einfluß von *mān* „wie" gelegentlich auch adverbiell verwendet werden konnte. Das einzige allenfalls vergleichbare Beispiel, MUŠEN-*iš i-ya-a[r(?)* KUB XII 61 III 12, schlägt freilich in keiner Beziehung durch.

2. Klarer Instrumental ist LÀL-*it* KBo III 8 II 33f. Es stehen in Parallele *IŠ.TU* Ì.NUN *išk-*, *IŠ.TU* LÀL-*it anš-*. Die Schreibung befremdet, denn ein *IŠ.TU* LÀL hätte vollauf genügt. Somit am einfachsten nach dem Typus *A.NA* GIŠBANŠUR-*i* (Bo.-St. X 19) zu beurteilen.

Mit Nachweis eines *milit* „Honig" ist die Zahl der indogermanischen Erbneutra im Hethitischen (*ḫātar*, *paḫḫur*, *lāman*, *ḫugan*[3], *pedan*[3]) um ein weiteres Glied vermehrt, denn man wird das Wort von idg. **melit* gewiß nicht trennen wollen. — Um abschließend noch ein zweites anzufügen: Die sattsam bekannten Reihen in den Festritualen, die angeben, welche der für die Kulthandlung bedeutsamen Gegenstände („Feuerstelle", „ZAG.GAR.RA", „Fenster", „Riegelholz" usw.) mit einer Opfergabe bedacht werden, haben uns bisher dank ideographischer Schreibung an der einen, phonetischer an einer andren Stelle die hethitischen Äquivalente für jene Gegenstände geliefert mit Ausnahme der heth. Lesung für GIŠ-*ru* „Holz" eben in der Verbindung *ḫattalḫaš* GIŠ-*ru* „Riegelholz". Nunmehr bietet endlich das Fragment Bo 4363 Vs. 9 das fast zu erwartende [*ḫa*]-*aṭ-ta-lu-ḫa-aš ta-ru-ú-i* (D./L.) I.*ŠU* (es folgt Z. 10, was jeden Zweifel an der Situation ausschließt, [*ḫal-ma-(aš-)šu*]-*ú-i-it-ta-aš pí-ra-an* I.*ŠU*. Also ist *ta-ru* (= *d/ta(ā)ru*) = „Holz, Baum". Über die Etymologie ist kein Wort weiter zu verlieren.

1) Vgl. das von Sommer Bo.-St. X 41f. zu UD-*at* Bemerkte.

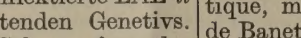
2) Vom Neutrum *purut* läßt sich belegen: *pu-ru-ut-ti-it* Bo 2072 II 42; *pu-ru-ud-da-za* Bo 604 III 9.

3) Dazu jetzt Sommer AU 164.

Sur OLZ 1932, 705 s.

Von E. Dhorme.

J'ai lu avec le plus vif intérêt les observations de D. H. Baneth sur les textes épiques de Ras Shamra. Le signe que Virolleaud a proposé de lire provisoirement *ḥ* reste encore énigmatique, malgré les considérations d'Albright et de Baneth. Je crois qu'il faut donner à ce signe la valeur de *š*. Nous aurions donc un troisième *š*. Dans mon système de transcription je distingue:



Les passages qui m'incitent à reconnaître la valeur $š_3$ pour le signe en question sont les suivants[1]:

Syria, 1931, pl. XXXIX, 18—19: *npš hmlt 'rṣ mš*$_3$*t* «le souffle de l'humanité de la terre a disparu». Le mot *hmlt* correspond à l'accadien *amêlût*, comme le suggère le texte transcrit par Virolleaud, *Syria*, 1931, p. 354, où *hmlt 'rṣ* est en parallélisme avec *nšm* «hommes». L'expression *ltbn hmlt 'rṣ* (*ibid.*) correspond à la formule *amêlûti ibtani* «il créa l'humanité» de la Cosmogonie Chaldéenne, l. 20[2]. Dans le verbe *mš*$_3$*t* nous reconnaissons la racine *mwš* «s'écarter, disparaître».

Syria, 1931, pl. XXXVIII, 31—32: nous avons ici *ltmš*$_3$*yn* et *lymš*$_3$*y*. D'après un texte cité par Virolleaud (*Syria*, 1931, p. 203, n. 2), le verbe s'oppose à *'tw* «venir»; aussi Virolleaud propose-t-il de donner à *mḫy* le sens de «s'en aller». Mais nous avons l'arabe *mšy* (radical), très employé dans le sens d' «aller, marcher, etc.». Tous ceux qui ont voyagé en Orient connaissent l'interjection *imšî* «va-t-en!». Notre lecture *mš*$_3$*y* pour le verbe en question semble répondre au sens exigé.

Syria, 1931, pl. XLIII, 8: nous lisons *šb't š*$_3$*lmh* «ses sept pacifiques». A rapprocher de *Ras Shamra*, 1929, no. 3, 52[3].

Syria, 1931, pl. XLI, 48: nous lirons *tš*$_3$*rk*, qui nous donne le verbe accadien *šarâku* (*sic*, et non *šarâqu*) «offrir, présenter». Malheureusement la suite manque.

Si j'ai réuni ces diverses constatations, c'est pour aiguiller les recherches sur une nouvelle piste. Je ne crois pas avoir résolu toutes les difficultés. L'essentiel est d'approcher de la solution définitive: *dies diem docet*!

1) Je garde naturellement mon système de transcription.

2) Mon *Choix de textes* ..., p. 86 s.

3) Voir *Revue Biblique*, 1931, p. 40 s.

Haben die Jezîden Gotteshäuser?

Von Karl Hadank.

In dem Bericht über eine Unterredung mit dem Bruder des Jezîden-Mîr in Sinğâr schreibt

Paul Schütz, „Zwischen Nil und Kaukasus" (München 1930), S. 140 (oben): „Der Jesside kennt kein Gotteshaus." Die Richtigkeit dieser Angabe bezweifelt R. Strothmann in seiner Besprechung OLZ 1932, Heft 4, Sp. 246, mit den Worten: „Begreiflich, daß sich der Stellvertreter des Mīr-Ḥaddsch herausredete, sie hätten „kein Gotteshaus" (140, 5). Abbildungen stehen u. a. bei W. Bachmann, Kirchen und Moscheen in Armenien und Kurdistan (Leipzig 1913), Taf. 14—16". Zur Vermeidung einer falschen Schlußfolgerung wäre darauf hinzuweisen, daß auf den genannten drei Tafeln des Bachmannschen Werkes nur ein und dasselbe Gebäude dargestellt ist, das Heiligtum des Scheich ʿAdī. Selbst dieses einzige Beispiel Strothmanns dürfte schwerlich zum Beweise seiner These herangezogen werden können. Nach dem Text Bachmanns [S. 14 (unten) und 12] war das betreffende Gebäude ursprünglich eine nestorianische Kirche, ist also nicht von Jezīden als Gotteshaus errichtet worden. Die Jezīden haben die Kirche vielmehr für einen anderen Gebrauchszweck umgebaut; sie dient ihnen als Grabstätte ihres größten Heiligen und kann daher nicht im eigentlichen Sinne als Gotteshaus gelten. In der Abhandlung Adolf Dirrs im „Anthropos" XII/XIII (1917/18), auf die sich Strothmann bei anderer Gelegenheit beruft, steht S. 569 ein Satz, den er übersehen hat: „Die Tempel werden durch die Feuerstellen der Scheiche ersetzt."

Zum Heiligtum von Kassuba bei Byblos.

Von H. Thiersch.

Durch P. S. Ronzevalle (Mél. Univ. St.-Joseph Beyrouth XV, 139 ff.; Bespr. s. Febr.-Nr.) ist die Anregung zu einer neuen Untersuchung der auf dem Hügel Kassuba nahe bei Dschebēl gelegenen Ruinenstätte gegeben worden, die trotz der weitgehenden Zerstörung des antiken Bestandes alle Beachtung verdient und den Nachweis erbringen müßte, daß dort tatsächlich eines der hauptsächlichsten Adonisgräber des Altertums gelegen hat. Die neuen französischen Grabungen in Byblos haben die Stelle, deren Wichtigkeit Renan s. Zt. kaum überschätzt haben dürfte, noch nicht berührt. Bei der trostlosen Verwüstung der alten Baureste durch die wohl ein Jahrhundert lang dort betriebene Raubgrabung, damals amtlich fortgesetzt durch den Mudir von Dschebēl, kann jede Nachricht über das, was vor langem noch zu sehen war, von Bedeutung sein. So setze ich die Notizen hierher, die ich am Ostermontag 1903 (13. April) fast genau gleichzeitig also mit P. Ronzevalle (Rev. bibl. 1903, 404ff.) und J. Jalabert (Mél. 1906, 142) an Ort und Stelle dort machen konnte.

Das ganz singuläre Fragment einer riesigen wulstigen Marmorscheibe erwähnt auch Jalabert als mit 39 cm Dicke und zu rekonstruierendem Radius von 2,30 m. Für einen Säulenfuß viel zu groß — vermutlich in kultischem Zusammenhang (Sonnenscheibe des dort inschriftlich gesicherten Sonnengottes? Sockel eines kegelförmigen Tumulus noch vorrömischer Zeit?) zu denken. Den unterirdischen Gang erwähnt er nicht; sollte dieser der zur Grabkammer des Adonis führende Gang gewesen sein? Zu den Statuenresten vgl. Jalabert p. 142, zur Inschrift p. 141.

„Besuch beim Mudir, der uns seinen lächerlichen Ausgrabungsbefehl zeigt, der wie die Weisung eines Zauberers klingt. Er soll etwa an fünf Stellen graben. Die Arbeit geschieht durch Gefangene, die schwere Eisenketten tragen und je einen Soldaten mit geladenem Gewehr zur Bewachung haben. Es fehlt an jeder sachverständigen Beaufsichtigung und Leitung. Die Zerstörung ist damit ziemlich vollständig. Das in situ befindliche Material war herausgerissen worden, die größeren Werkstücke zerschlagen zu leichterer Handhabung und stückweisem Verkauf. Wieviel auf diese Weise verschwunden, läßt sich nicht mehr feststellen. Der Platz, einem gewissen ʿAbd-el-Wâḥid gehörig und von diesem schon seit einigen Jahren als Steinbruch ausgenutzt, liegt bei der Kapelle Mār-Jaʿkūb. Der größte Teil der gefundenen Werkstücke besteht aus dem Material einer spätrömischen Anlage; die gewöhnliche, wenig feine Ausführung: Säulenschäfte verschiedenen Steins (grünlicher Cippolino, blaugrauer und bläulich weißer Marmor, Alabastermarmor), verschiedener Größe und verschiedener Behandlung (glatte Schäfte, solche mit Spiral-Kanellüren, andere nach Art der ägyptischen Pflanzenstengelsäulen). Durchweg korinthische Kapitelle und durchweg von andrem Stein als die zugehörigen Schäfte. Basen. Architravblöcke mit vertieftem Mittelband (Soffite) auf der Unterseite. Gesimsstücke mit Zahnschnittfries und Spiralranke. Sockelsteine einer geschlossenen Wand (Kalkstein). Am westlichen Ende der Grabung noch ein nach Westen gehender, in Kalksteinquadern ausgesetzter unterirdischer Korridor, intakt. Ähnliche Steine kommen wirr durcheinander geworfen auch weiter östlich zum Vorschein, in großer Anzahl. Zu einem mäßig dicken Säulenschaft blaugrauen Steins mit dem Inschriftrest: . . . ΗΘΙ . . . . ΜΕΤΑ . . . . . ΟΝΩΝ ΚΑΙ ΤΗΣ ΑΛΛΗΣ ΔΙΑΚΟΣΜΗΣΕΩΣ scheint ein korinthisches Kapitell weißen Steins zu gehören, das auf seiner Oberseite die Fußeinsatzlöcher einer wohl bronzenen, einst daraufgestellten Ehrenstatue trägt. Vielleicht der Erbauer der Halle? Das einzige Stück einer älteren Periode, das wir sahen, war etwas wie ein ungewöhnlich großer Echinus, vielleicht auch eine dickwulstige, sehr große Basis. Eine entsprechend große, ganz glatte Plinthe, offenbar zugehörig, zeigte denselben schönen parischen Marmor und die gleiche Art der Verwitterung. Diese vorzüglich gearbeiteten Stücke waren in barbarischer Weise zertrümmert. Ob es das einzige Stück seiner Art war, das zutage kam, war nicht mehr festzustellen. Es scheint der älteren, noch unter griechischem Einfluß stehenden Periode anzugehören. Es ist der Form nach ganz ungewöhnlich und regt das Verlangen nach weiterer Forschung an. Auf dem Grundstücke des ʿAbd-el-Wâḥid liegen die Torsen der dort gefundenen

Statuen. Unter diesen eine Gruppe dekorativer lebensgroßer Figuren, die vielleicht einzeln in den Interkolumnien zwischen den Säulen der Halle gestanden haben. Flaue römische Arbeit, Köpfe und Arme besonders eingefügt. Deutlich erkennbar Athena mit Aegis, Marsyas; ferner zwei weibliche Gewandstatuen und zwei nackte männliche Torsen. Unter den übrigen Stücken Fragmente einer Replik der knidischen Aphrodite. Eine Ehreninschrift nennt auf einer Statuenbasis einen Heliodoros, Sohn des Olympiodoros, ebenfalls in ganz späten Charakteren."

Zur Darstellung auf der Prägung des Macrinus. Bisher hat man das Nebeneinander des Peristyls r. mit dem Baithylos und des kleineren, vorne offenen Quaderbaues mit dem Giebeldach l. als einen zwar sonderbar und anorganisch zusammengefügten, aber doch einheitlichen Baukomplex angesehen. Mit Unrecht, wie mir scheint. Es werden zwei in Wirklichkeit getrennt von einander, ganz selbständig für sich aufgeführte Bauten gemeint sein, vermutlich sogar an ganz verschiedenen Stellen des Stadtgebietes einst stehend. Der Münzstempelschneider hat, wie das auf syrischen Prägungen zuweilen (vgl. Tripolis, Cat. of Coins, Phoenicia, pl. 27, 17 und 43, 11) vorkommt, hier einfach zwei der wichtigsten Heiligtümer der Stadt, so gut und schlecht es in dem Rund der Münze ging, durch Iuxtaposition dicht nebeneinander gestellt; freilich etwas anders als sonst, aus besonderem, aber leicht ersichtlichem Grunde. In reiner Vorderansicht hätte er unmöglich das quadratische Peristyl mit dem zentralen Einbau des geheimnisvollen Conus auf seinem Unterbau deutlich zeigen können; vollends nicht in seiner Hinausrückung nach r., wo die Rundung des Münzrandes ein gut Teil auch einer genau senkrecht nach oben geklappten perspektivischen Draufsicht weggeschnitten hätte. Ohne perspektivische Draufsicht ging es eben der Deutlichkeit wegen keinesfalls; nur mußte die Schräge gegen die Mitte des runden Feldes hin also nach l. genommen werden, wenn alles gut Platz haben sollte. Sollte daneben aber gar noch ein zweites Bauwerk gezeigt werden, so mußte dieses nun unbedingt ebenfalls perspektivisch gestellt werden — geometrische Ansicht genau von vorne wäre hier unerträglich gewesen — nur nun in der entgegengesetzten Schrägrichtung, aus demselben Grunde wie bei seinem Gegenüber, also wieder nach außen hin gerichtet. Daß die Kuppelung der beiden Bauwerke tatsächlich so zu verstehen ist, scheint mir auch aus der scharfen und gut erhaltenen Prägung pl. XXXI, 3 c^{2-3} bei R. hervorzugehen, wo zwischen dem Dach des Giebeltempels und der l. Halle des Peristyls deutlich eine schmale, keilförmige Lücke klafft: die beiden Architekturen berühren einander also nicht wirklich, sondern sind getrennt gedacht, nur scheinbar dicht aneinander gebaut.

Ein zentral in der offenen stillen Area eines ringsum geschlossenen Säulenhofes feierlich gelegener Grabbau als Mittelpunkt andächtig feiernder Scharen — sollte es zu so unmittelbar einleuchtender Konzeption, die sicher nicht erst in römischer Zeit wurzelt, nicht auch Parallelen geben? Ist es ein Zufall, daß es gerade ein syrischer König war, Antiochos II., der durch zwei einflußreiche ortsansässige Günstlinge in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts vor Chr. dem Rathaus von Milet eben einen solchen stillen Ehrenhof mit einem Ehrengrab in dessen Mitte vorlegen ließ? Die Stupas in Indien mit ihrem gepflasterten Prozessionsweg, Säulenkranz und monumentalem Steinzaun ringsum — mit Aschenurnen und Reliquien Buddhas in ihrem Inneren ließen sich allerdings nur dann als Analogien anführen, wenn die freilich sehr wahrscheinliche Vermutung sich als Tatsache erweisen ließe, daß diese Stupas wirklich auf alte Königsgräber in Tumulusform zurückgehen. Das feierliche Eingangsportal gehört jedenfalls hier wie dort ebenfalls ganz wesentlich mit dazu. Äußerste Ausläufer dieser Entwicklungsreihe, — Dussaud (Syria VIII, 1927, 125) ist geneigt, selbst die große Moschee von Mekka damit in Verbindung zu bringen, und auch Prager spricht einmal, wenn auch in ganz allgemeinem Sinne, von Byblos als dem Mekka der Phöniker — zu der auch verschiedene Mausoleen des islamischen Persiens gehören würden, lieferten dann Pagoden Cambodschas und Ceylons.

Zur Geschichte der Alchemie[1].

Von Max Meyerhof.

Kein Gebiet der Geschichtswissenschaft befindet sich in einem so urwaldgleichen Zustande wie die Geschichte der Alchemie in der hellenistischen und islamischen Zeit, keines ist so sehr vom Gestrüpp mystischer Legenden und pseudo-philosophischer Abhandlungen überwuchert wie diese Epoche des menschlichen Ringens um Erkenntnis der Naturgeheimnisse. Nicht ein einziger wirklich gangbarer Weg führte bisher in diese Wildnis, trotz der hingebenden Vorarbeit eines Marcelin Berthelot und einiger anderer, minder bedeutender Forscher.

Seit einem Jahrzehnt hat sich Julius Ruska an die Aufgabe gemacht, zunächst einige jener großen Felsblöcke wegzuräumen, welche den

1) **Ruska, Julius: Turba Philosophorum.** Ein Beitrag zur Geschichte der Alchemie. Berlin: Julius Springer 1931. (X, 368 S., 1 Taf.) 4°. = Quellen und Studien zur Geschichte der Naturwissensch. und der Medizin. Fortsetzung des Archivs f. Gesch. d. Mathematik, der Naturwiss. u. d. Technik, hrsg. vom Institut für Geschichte d. Medizin u. d. Naturwiss., redig. v. P. Diepgen u. J. Ruska, Bd. 1. RM 58 —.

freien Ausblick auf das Forschungsgebiet versperrten. Er hat das vollbracht, indem er sich immer auf das Studium der Ursprünge geworfen hat, wobei er von einem Problem zum anderen geleitet und zuweilen weit von dem beabsichtigten Pfade abgelenkt wurde. Die Ergebnisse dieser unendlich mühevollen, manchmal undankbaren, aber dringend notwendigen Vorarbeit hat uns Ruska in einer Reihe von grundlegenden Schriften geschenkt. Neben vielen anderen hat er zunächst zwei angebliche große Alchemisten der islamischen Frühzeit, den Umajjadenprinzen Ḫālid b. Jazīd und den Imām Ǧaʿfar aṣ-Ṣādiq aus der Chemiegeschichte hinausbefördert. Dann hat er die Tabula Smaragdina, das „Vaterunser der Alchemisten", nach Herkunft und Art aufgeklärt (1926), und sich danach an das Ǧābir-Geberproblem gemacht. Dies letztere hat, dank der Mitarbeit von Paul Kraus und von H. H. Schaeder, in ungeahnte Weiten der Kultur- und Religionsgeschichte geführt und mußte zunächst zurückgestellt werden, um das in unerwartet großem Umfange notwendig gewordene Studium der ismaelitischen Literatur zu gestatten, zu welcher Ḥusain Ḥamdānī gewichtige Dokumente besitzt. Inzwischen haben die Zusammenhänge zwischen der Alchemie des Abend- und Morgenlandes, die schon in der Bewertung der Tabula Smaragdina eine so wichtige Rolle spielen, Ruska vor die neue Aufgabe gestellt, mit der Turba Philosophorum reinen Tisch zu machen.

Die Turba ist nach Berthelot eine Kompilation von Aussprüchen alter Philosophen in Form eines Dialogs; die betreffenden Gelehrten, auch philosophierende Alchemisten, werden redend eingeführt und diskutieren miteinander, obwohl sie ganz verschiedenen Zeitaltern angehören. Vorbilder einer solchen Philosophenversammlung zur Erörterung alchemischer Probleme fand Berthelot schon in der hellenistischen Literatur (Olympiodoros, Stephanos), aber mit weniger schlimmer Verballhornung der Namen und Ansichten der redenden Philosophen. Er hat bereits die Herkunft der Turba Philosophorum aus dem Arabischen mit Bestimmtheit behauptet.

Ruska hat nun systematisch die drei verschiedenen im Druck vorliegenden Fassungen der lateinischen Turba untersucht und schon aus der Form der Namen die arabische Herkunft der Schrift erweisen können. Dazu mußte er die verstümmelten lateinischen Namen erst in das Arabische umschreiben und dann zusehen, was aus diesen Wortungetümen unter Variation der diakritischen Punkte, der Vokale und der Buchstabenformen entstehen konnte. So verwandelte sich *Eximedrus* in Anaximandros, *Pandolfus* in Empedokles, *Ascubofen* in Xenophanes, *Frictes* in Sokrates, *Bellus* in Thales usw. Noch schlimmer stand es mit den Stoffnamen, bei denen sich z. B. aus *obsemetich* al-iṯmid (Spießglanz), aus *boritis* pyrites, aus *corsufle* chrysokolla ergab. Die islamisch gefärbten Anrufungen Gottes im lateinischen Text veranlaßten Ruska, eine ganz direkte Übersetzung aus dem Arabischen als sicher anzunehmen. Und schließlich konnte er in den von Berthelot herausgegebenen arabischen alchemistischen Schriften des „Krates" und des „Ḥabīb" Paralleltexte zur lateinischen Turba nachweisen.

Den Hauptteil des Buches (S. 105—258) füllt Ruskas sorgfältige philologische Untersuchung der Fassungen der Turba und eine kritische Ausgabe ihrer Urform mit einer guten deutschen Übersetzung. Dieser sind zahlreiche Anmerkungen und Vergleiche mit griechischen und arabischen Paralleltexten beigegeben.

Danach folgt eine Abhandlung über das literarische Problem der Turba. Hier gibt Ruska zuerst aus griechischen Quellen eine Übersicht über die alchemistische Literatur der Byzantiner (19 Schriften, zumeist erhalten im Cod. Marcianus) und vergleicht damit die Namen und Titel griechischer Alchemisten, welche der Araber Ibn an-Nadīm in einem eigenen Kapitel seines *Fihrist* zusammengestellt hat. Sehr wichtig ist die Kritik des sachverständigen Verfassers am Lehrinhalt der Turba, vor allem seine Mahnung, bei der Interpretation von den Erkenntnissen der moderen Chemie abzusehen, und nicht die alten Alchemisten von vornherein als Falschmünzer und Betrüger zu brandmarken. Haben sie sich doch mit ihren primitiven Hilfsmitteln redlich bemüht, „der Natur das Geheimnis zu entwinden, das über die Zeugung der Metalle gebreitet war".

Nicht minder wertvoll sind Ruskas Feststellungen über den literarischen Charakter der Turba. Sie ist nach ihm aufzufassen als eine Kampfschrift gegen die griechischen Alchemisten und ihre Geheimtuerei mit alchemistischen Decknamen, mit deren Unwesen erst die Araber aufgeräumt haben. Die „Kunst" soll von diesen Namen befreit und auf den Boden einer allgemein anerkannten Naturphilosophie gestellt werden. Die Reden der Philosophen in der Turba geben ferner eine gewisse Spiegelung der theologischen und philosophischen Kämpfe, welche die muslimische Welt bewegten, ein Abbild der auch in anderen Religionsgemeinschaften unvermeidlichen Gegensätze zwischen der Schöpfungslehre des Glaubens und der Schöpfungstheorie der Naturphilosophie. Sachlich stellt R. fest, „daß der Verfasser keine Arbeitserfahrung besaß und sich nur literarisch mit dem Problem der Alchemie auseinandersetzt".

Es folgen neun neue Bruchstücke aus der arabischen Turba (*Maṣḥaf al-Ǧamāʿa*), welche teils von Paul Kraus, teils von H. E. Stapleton bei ihren Studien in der älteren alchemistischen Literatur in verschiedenen Hss. entdeckt und Ruska zur Publikation zur Verfügung gestellt worden sind. Danach läßt R. Auszüge aus fünf mittelalterlich-lateinischen Traktaten folgen, welche zweifellos arabischen Ursprungs sind und gewisse Beziehungen zur Turba aufweisen; und dann sechs ähnliche Traktate, welche auch auf der Turba basieren, aber sicher abendländischen Ursprungs sind. Die Wirkung der

Turba in Europa reicht noch bis in das 16. und 17. Jahrh. hinein, über das Zeitalter des Paracelsus hinaus (bis in die Epoche van Helmonts hinein, der als der bedeutendste Vorläufer der modernen Chemie betrachtet werden darf. Ref.).

Vorzügliche Sach- und Namenregister machen den reichen Inhalt für jedermann leicht zugänglich; sie werden den Arabisten, Latinisten, Historikern und Chemikern, welche das Gebotene nachprüfen und aus ihren Studien ergänzen wollen, ihre Aufgabe sehr erleichtern. Ruskas neue Schrift berührt so viele und so mannigfaltige Probleme, daß ein ganzer Stab von Gelehrten an ihrem Studium Arbeit und Anregung finden kann. Das neue Berliner Institut für Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften, geleitet von Paul Diepgen und Julius Ruska, konnte die Serie seiner Publikationen nicht würdiger eröffnen als durch diese wertvolle Arbeit; dieselbe zeigt zugleich den weiten Umfang der Studien, welche wahrhaft fördernde Mitarbeit an der Geschichte der Wissenschaften im Orient heutzutage erfordert.

Ursprung und Entwickelung der indischen Kaste.

Von Richard Fick.

Die Geschichte der Erforschung des indischen Kastenwesens in den letzten 40 Jahren hat zwei Höhepunkte aufzuweisen. 1896 gab Emile Senart durch sein geistvolles Buch über die indischen Kasten den Anstoß dazu, die bisherigen, reichlich einseitigen Anschauungen über Ursprung und Eigenart dieser ausgesprochen indischen Institution einer Nachprüfung zu unterziehen. Hatte man bis dahin, wie die älteste indische Kultur überhaupt, so auch das Kastenwesen allzu sehr im Lichte der brahmanischen Überlieferung gesehen, so suchte Senart den Horizont der Betrachtung zu erweitern, indem er einerseits über die indoiranische Periode hinaus den Blick auf die frühen griechischen und römischen sozialen Einrichtungen lenkte, andererseits die schier unübersehbare Mannigfaltigkeit der modernen Verhältnisse zur Erklärung der gesellschaftlichen Zustände im alten Indien herangezogen wissen wollte. Senart nahm für die Zeit des Ṛgveda das Bestehen von Ständen an, innerhalb deren schon damals eine Vielheit von jātis, d. h. von exogamen Familien und kastenartigen, durch das Verbot des conubium und des convivium streng voneinander geschiedenen sozialen Gebilden existiert hätte. Eine skrupellose Spekulation der Brāhmaṇatexte und der Gesetzbücher hätte dieser, im wesentlichen den modernen Kasten gleichenden Vielheit das System der uralten vier Stände aufgepfropft und so ein künstliches Vierkastensystem geschaffen.

Gegen die Senart'sche Auffassung vom Wesen der altindischen Kaste wurden seitens der europäischen Sanskrit-Philologie Bedenken erhoben, denen vor allem Hermann Oldenberg in seinem Aufsatz „Zur Geschichte des indischen Kastenwesens" (ZDMG. 51. 1897, S. 267—90) treffenden Ausdruck verlieh. Oldenberg nahm gegenüber der Senart'schen, weit über das Ziel hinausschießenden Kritik der brahmanischen Theorie „eine durchaus normale, fast selbstverständliche Entwickelung" dieser Theorie an und wies darauf hin, daß die Termini, die Auffassungen, in denen sich der Ṛgveda den Texten der Brāhmaṇa, Sūtra, Dharmaśāstra so augenfällig annäherte, auf dem Boden der ältesten Veden eine von Künsteleien unberührte reale Geltung gehabt hätten.

Daß Oldenberg mit dieser Auffassung Recht hatte, wurde in schlagender Weise durch ein Ereignis bestätigt, das ich als zweiten der eingangs genannten Höhepunkte ansehen möchte, da es wie kaum ein anderes in der Geschichte der modernen indischen Philologie zum Einschlagen neuer Bahnen den Weg eröffnete: die Veröffentlichung von Kauṭilya's Arthaśāstra im Jahre 1909. Das Bild, das uns in diesem Lehrbuch der altindischen Politik — mag man es nun als ein Werk des Kauṭilya, des Ministers von Candragupta, selbst ansehen oder als eine spätere Zusammenstellung von Lehrmeinungen seiner Schule — entgegentritt, gibt eine lebendigere, mehr der Wirklichkeit nahekommende Vorstellung von den Staats- und Privataltertümern jener Zeit als die Gesetzbücher sie uns geben können.

Weder an der Senart'schen Richtigstellung des alten, ausschließlich auf brahmanischen Quellen fußenden Bildes der indischen Kaste noch an den Ergebnissen der Veröffentlichung des Kauṭilīya haben Arbeiten, die sich seither mit dem Kastenproblem befaßt haben, vorübergehen können, ohne zu ihnen Stellung zu nehmen. So tritt denn auch deutlich ihr Einfluß zutage in zwei Büchern, die vor kurzem über die Kaste von einheimischen Gelehrten Indiens veröffentlicht sind. In seinem 1931 erschienenen Buch über Ursprung und Entwickelung der indischen Kaste[1] setzt sich Dutt besonders eingehend mit Senart auseinander. Er hält der Senart'schen Theorie die folgenden fünf Argumente entgegen:

1. Das Verbot der Heirat innerhalb des Gotra existierte im Indien des Ṛgveda nicht.
2. Beschränkung auf Heirat innerhalb der Kaste scheint im Ṛgveda praktisch unbekannt.
3. Die Anschauung von Verunreinigung durch Berührung mit niederen Kasten und das Verbot des Essens mit anderen Kasten fehlt der älteren vedischen Periode.
4. Die Teilung der Gesellschaft in erbliche Gilden ist kein eigentümlicher Zug der indo-ira-

1) Dutt, Kumar Nripendra: Origin and Growth of Caste in India. Vol. 1 (c. B. C. 2000—300). London: Kegan Paul, Trench, Trübner & Co. 1931. (XI, 310 S.) 8°. 12 sh. 6 d.

nischen oder indo-europäischen Gesellschaft.

5. Die Scheidung in vier Kasten ist das Primäre; die Zersplitterung in eine Vielheit von Kasten gehört einer späteren Zeit an.

Ghurye, der seiner 1932 veröffentlichten Studie über Kaste und Rasse[1] hauptsächlich englische Werke zugrunde legt, hebt in dem Kapitel VII: Origins of caste besonders hervor, daß sich in Verbindung mit dem Ritual übersteigerte Begriffe von zeremonialer Reinheit bildeten und daß die Beschränkungen des Verkehrs mit anderen Kasten inbezug auf Heirat und Speisen ihren Ursprung hatten in dem Wunsche der Brahmanen, sich rein zu halten. Was aber die Weiterentwicklung der Kaste betrifft, so stimmt Ghurye nicht minder wie Dutt den Ergebnissen meiner Untersuchungen zu, die ich, anknüpfend an Senart's in der „Revue des deux mondes" 1895 erschienene Aufsätze über die Kastenverhältnisse zu Buddha's Zeit in meiner „Sozialen Gliederung" angestellt hatte. Beide Autoren schließen sich meiner Ansicht an, daß die Ausdrücke *Vessa* und *Sudda* in den Jātakas nur gebraucht werden, wo es sich um eine theoretische Erörterung des Kastensystems handelt und daß sie nicht dazu bestimmt sind, wirklich existierende soziale Gruppen zu bezeichnen. Wäre mir damals das Kauṭilīya schon zugänglich gewesen, so hätte ich mich vermutlich gerade in diesem Punkte, inbezug auf die tatsächliche Existenz des Vierkastensystems, der brahmanischen Theorie gegenüber weniger skeptisch verhalten. Zum mindesten hätte ich der Einwirkung der Theorie auf die reale Gestaltung der indischen Gesellschaft schon in frühbuddhistischer Zeit eine stärkere Geltung eingeräumt als mir damals auf Grund meiner Beschäftigung mit den Jātakas möglich erschien.

Aus den Daten, die sich aus dem Kauṭilīya für die Kastenverhältnisse entnehmen lassen, haben Dutt und Ghurye reichen Gewinn gezogen. Manches von dem, was uns in den Jātakas überliefert ist und hier vielleicht auf den ersten Blick als Wiedergabe einer einseitig buddhistischen oder auch einer späten Anschauung erscheinen könnte, findet seine Bestätigung im Arthaśāstra. Dahin gehört u. a. die Lokalisierung von Kasten und Gewerben, die innerhalb einer Festung nur in bestimmten Quartieren wohnen durften (Arth. II, 22), ferner die Tatsache, daß Ackerbau, Viehzucht und Handel (*vārttā*) auch den Śūdras erlaubt waren (I, 3) und daß das Heer des Königs sich keineswegs ausschließlich aus Kṣatriyas zusammensetzte (IX, 2).

Kauṭilya war Brahmane und deshalb in brahmanischen Gedankengängen zu sehr befangen, als daß er sich von der Theorie der Mischkasten hätte losmachen können, obwohl doch hier klar zutage liegt, daß aus den nichtarischen, kulturell niedrigstehenden Völkerschaften auf fiktivem Wege neue Gruppen dem Kastensystem angehängt sind. Kauṭilya's Benennung der Mischkasten stimmt im allgemeinen mit der des Baudhāyana überein. Wenn er (Arth. III, 7) die Söhne aus der Vereinigung von männlichen Angehörigen der brahmanischen und der Kṣatriya-Kaste mit Frauen der nächstniedrigen Kaste (*anantarāputrāḥ*) wie Baudhāyana als *savarṇa* bezeichnet, so liegt darin eine freiere Auffassung als wir sie bei Manu (X, 6) finden, der zwar auch die Abkömmlinge solcher Ehen als (ihren Vätern) gleichstehend (*sadṛśa*) gelten läßt, aber hinzufügt, daß sie mit einem Makel behaftet sind von seiten ihrer Mutter. (Vgl. Dutt, S. 230; Ghurye, S. 77.) Um dies an einem Beispiel zu erläutern: auch Kauṭilya sieht in einem Ugra, der aus der Vereinigung eines Kṣatriya mit einer Vaiśya-Frau hervorgegangen ist, einen ebenbürtigen, anderen Kṣatriyas in keiner Weise untergeordneten Standesgenossen; eine Feststellung, die gerade für die Zeit von einiger Bedeutung ist, in der — aller Wahrscheinlichkeit nach — das Arthaśāstra entstanden ist, für die Zeit Candraguptas, des Gründers der Maurya-Dynastie. Denn dieser wurde bekanntlich in der späteren Überlieferung, die auch von der des klassischen Altertums bestätigt wird, als *vṛṣala*, von niedriger Geburt, bezeichnet, während wir doch wohl annehmen dürfen, daß Kauṭilya, der dem Candragupta zu seinem Thron verholfen hat, in ihm einen ebenbürtigen *kṣatriya* erblickte. Diese Annahme wird gestützt durch die Palitexte: Als Ugras (Pali: Uggas) werden die regierenden Königsgeschlechter jener Zeit — und dazu gehörte doch auch die Dynastie der Guptas — in den Gāthās 490 und 498 der Vessantarajātaka an erster Stelle vor den *rājaputtā*, den *vesiyā* und den *brāhmaṇā* aufgezählt. Ich möchte hier auf diese Stelle, die ich schon in meinem Beitrag zur Jacobi-Festschrift (S. 150) erwähnt habe, nicht näher eingehen, nur darauf hinweisen, daß sie mir nicht unwichtig zu sein scheint für die Beantwortung der Frage: Wie kam es, daß die der brahmanischen Theorie zufolge mit dem Makel niedriger Geburt behaftete Dynastie der Mauryas ebenso wie die von ihr verdrängten Nandas zur Herrschaft gelangen konnten, nur etwa zwei Jahrhunderte nach dem ersten Auftreten des Buddha und Mahāvīra? Mußte nicht ihren Zeitgenossen ein *vṛṣala*, ein den Śūdras gleichzuachtender Abkömmling niedriger Eltern als Herrscher ebenso widersinnig erscheinen wie dem Verfasser des Kauṭilīya, wenn die brahmanische Kastentheorie mehr gewesen wäre als eine Spekulation, wenn sie wirkliche Geltung im Staats- und im Volksleben gehabt hätte?

Eine sorgfältige Untersuchung aller die Kastenverhältnisse betreffenden Stellen des Kauṭilīya wird sicher noch manchen neuen Gesichtspunkt ergeben. Freilich darf man dabei die Schwierigkeiten einer genauen Interpretation nicht unterschätzen. Das hat u. a. die jüngst in der „Zeitschrift für Indologie und Iranistik" (Bd. 7, S. 194ff.) veröffentlichte Kontroverse zwischen Breloer und J. J. Meyer über die indischen Sklaven deutlich gemacht. Mag aber auch im einzelnen, wie bei der Frage nach der Stellung der Sklaven, manches unentschieden bleiben, so glaube ich doch so viel schon jetzt vorwegnehmend behaupten zu können, daß auch das Kauṭilīya ebenso wie die Pali-Texte kein starres Kastensystem erkennen läßt.

Unter den Ursachen, die in späterer Zeit zu einer immer schrofferen Absonderung der „Zweimal

1) Ghurye, G. S.: Caste and race in India. London: Kegan Paul, Trench, Trübner & Co. 1932. (VII, 209 S.) gr. 8°. = The History of Civilization. 10 sh. 6 d.

Geborenen" von den Śūdras führte, stellt Dutt (S. 23) den Rassenunterschied zwischen den weißen Eroberern und den schwarzen Eingeborenen und den Wunsch der ersteren, die Reinheit des Bluts zu bewahren, in den Vordergrund. Ghurye weist bei seiner Kritik dieser namentlich von Risley aufgestellten ethnologischen Theorie darauf hin, daß Risley, um den von ihm angenommenen hervorstechenden Unterschied des Typus, der das Volk des östlichen Punjab von dem des westlichen Hindustan unterscheide, zu erklären, als Ursache eine zweite Welle von Ariern mit wenig oder überhaupt ohne Frauen konstruieren muß; sie hätten eingeborene Weiber geheiratet und dadurch ihren ursprünglichen Typus verändert. Ghurye widerspricht (S. 108) dieser Annahme durch einen Hinweis auf eine Beobachtung von W. Crooke, derzufolge ein Reisender aus dem Punjab nach Hindustan gelange, ohne irgendeinen Wechsel im körperlichen Typus wahrzunehmen.

Die von Ibbetson und Nesfield vertretene Ansicht, daß die Kaste ihren Ursprung in der Erblichkeit des Berufs gehabt hätte, wird von Dutt wie von Ghurye abgelehnt. Wie ich glaube mit Recht. Denn diese Theorie der „occupational castes" ist neuerdings stark erschüttert worden u. a. durch eine Bemerkung, die der Verfasser des Punjab Report (Census of India 1921. Vol. 15. P. 1. 1923, p. 343), L. Middleton, über den weitgehenden Widerstand macht, der sich heutzutage bei der einheimischen Bevölkerung gegen die Klassifizierung nach beruflichen Kasten geltend mache. Middleton fügt hinzu, daß diese Kasten zum großen Teil von der englischen Regierung künstlich geschaffen seien. Er fährt dann fort: „Unsere ländlichen und offiziellen Berichte haben um die alte Starrheit der Kaste eiserne Bänder herumgelegt. Die Kaste war in sich schroff und starr bei den höheren Kasten, aber biegsam bei den niederen; wir suchten für einen jeden das Schubfach, in das wir ihn seiner Kaste nach einordnen könnten, und wenn wir eine wirkliche Kaste für ihn nicht finden konnten, so wählten wir als Bezeichnung eine erbliche Beschäftigung." Liegt nicht in dieser Bemerkung ein gut Teil Wahrheit, die uns auch bei der Betrachtung der Kastenverhältnisse des alten Indien gegenüber der Schematisierungssucht der brahmanischen Theorie zur Skepsis veranlassen sollte?

Wenn wir nun auch bei der Erforschung der Ursachen, die zur Entstehung und Weiterentwicklung der Kaste geführt haben, keine einfachen und restlos befriedigenden Formeln finden können, so müssen wir doch auf jeden Fall ein Moment als ausschlaggebend ansehen, ohne dessen stärkste Berücksichtigung eine richtige Anschauung vom Wesen der Kaste unmöglich ist: den religiösen Einfluß. Mit den zutreffenden Ansichten, die sich hierüber bei Dutt und Ghurye finden, stimmt im allgemeinen auch ein drittes, ebenfalls vor kurzem erschienenes Buch überein, das einen Engländer vom Indian Civil Service zum Verfasser hat und sich ausschließlich mit dem Kastensystem von Nordindien beschäftigt[1].

Blunt wendet sich zwar, wie er sagt, gegen die Ansicht von „Schriftstellern der älteren Schule" wie Eggeling, wonach Hindureligion und das indische Kastenwesen untrennbar miteinander verbunden seien. Andererseits gibt er zu, daß Kaste und Religion sich gegenseitig beeinflussen und daß die Religion die Tendenz habe, auf das Familienritual und häusliche Bräuche einzuwirken und dadurch unmerklich die innere Struktur der indischen Gesellschaft zu verändern und umzugestalten. Wenn Blunt weiter auf den Glauben an die Seelenwanderung (*saṃsāra*) hinweist und die damit verknüpfte Lehre vom *karman*, derzufolge in automatischer Vergeltung die Gedanken und Handlungen eines Menschen den Stand und die Bedingungen seiner nächsten Existenz bestimmen, so rührt er damit an den Kern des Problems. Mit dieser Anschauung befindet er sich in Übereinstimmung nicht bloß mit Dutt und Ghurye, sondern auch mit dem französischen Soziologen Bouglé, der in seinem „Essais sur le régime des castes" (2. éd. 1927, p. 202) mit allem Nachdruck betont, daß die Kaste, mag man ihren Ursprung suchen, von welcher Seite man wolle, ihrem Wesen nach eine religiöse Institution ist.

Die besprochenen Bücher verdienen alle drei als fleißige und sorgfältige Zusammenstellungen wertvollen Materials unbedingte Anerkennung, wenn sie uns auch in der Erkenntnis von Ursprung und Entwicklung der Kaste nicht gerade weiter gebracht haben. Der Lösung dieses Problems näher kommen kann man m. E. nur durch Einzeluntersuchungen, die sich die Beantwortung bestimmter Fragen mit erschöpfender Benutzung aller verfügbaren Quellen und Anwendung kritischer Methode zum Ziele stecken. Durch die Mitarbeit an der Untersuchung ähnlicher Fragen, wie ich sie oben angedeutet habe, können die einheimischen Gelehrten, wenn sie mit indischem Denken und indischer Anschauung die Methoden der westlichen Philologie verbinden, zweifellos viel dazu beitragen, daß die Behauptung Bouglé's (p. VII), die vereinigten Anstrengungen der Indologen hätten nicht vermocht, auf den Weg, den die indische Zivilisation genommen habe, hinreichend Licht zu werfen, immer mehr entkräftet wird.

1) Blunt, E. A. H.: The Caste system of Northern India. With special reference to the United Provinces of Agra and Oudh. London: Oxford University Press 1931. (IX, 374 S.) 8°. 15 sh.

Besprechungen.

Ägyptologie.

Capart, Jean: Documents pour servir à l'étude de l'art égyptien. II. Paris: Les éditions du Pegase 1931. (XIV, 116 S., 100 Taf.) 2°. 900 Fr.; geb. 1000 Fr. Bespr. von G. Roeder, Hildesheim.

Auf den ersten Band der Documents, der 1927 erschienen war, folgte nun der zweite, in der gleichen Druckerei in Verona hergestellt und mit einer entsprechenden Aufmachung in großem Format und einem Satz, der bibliophilen Ansprüchen gerecht wird. Die prächtigen Tafeln stehen wieder wie der Text auf einem körnigen Leinenpapier, das die plastische Wirkung

erhöht. Die Idee zu C.s Veröffentlichung ist ähnlich wie bei von Bissings Denkmälern. Jedoch ist sie nicht wie jene nach einheitlichem Plan entworfen als Corpus ägyptischer Plastik nebst einem als wissenschaftliche Untersuchung und Zusammenfassung beabsichtigten Text. Vielmehr will C. in jedem Band seiner Documents — 5 Bände sind vorbereitet — eine Gruppe von ägyptischen Kunstwerken geben, die er auf 100 Tafeln in zeitlicher Folge vorführt. „De nombreuses années de voyage et de recherches dans les musées m'ont permis de réunir une abondante documentation sur l'art égyptien," und zwar besonders unveröffentlichte Denkmäler, deren Verborgenheit ein ernstliches Hindernis für den Fortschritt unserer Erkenntnis der ägyptischen Kunst bildet. „La tâche la plus urgente est donc de mettre ces matériaux de choix à la disposition des travailleurs." C. hat zweifellos recht und man kann ihm, dem erfolgreichen Organisator wissenschaftlicher Unternehmungen für die Ägyptologie und auch für das allgemeine Museumswesen, nur dankbar dafür sein, daß er die Veröffentlichung seines mit Mühe gesammelten Materials durchsetzt.

C. wählt für jeden Band, der ein in sich abgeschlossenes Ganzes bildet, nicht so aus und gibt die Kunstwerke nicht so wieder, wie ein deutscher Archäologe es vermutlich getan hätte: Vorder-, Seiten-, Rückansicht usw., sondern schaltet willkürlicher. Beliebige Ansichten werden herausgegriffen, Sockel werden weggeschnitten, Teile werden abgegrenzt und aus dem organischen Zusammenhang genommen. Der ästhetische Gesichtspunkt überwiegt also den archäologischen. Der Erfolg ist überraschend, auch für die mit ägyptischen Denkmälern Vertrauten: oft gesehene Statuen erscheinen in völlig neuem Licht. Wer hat die seit einem halben Jahrhundert berühmte Figur des hockenden Schreibers im Louvre (Tafel 13—15) jemals gesehen, wie C. sie nach neuen, nun endlich von oben aufgenommenen Photos gibt? — Ich kann versichern, daß nur künstlerisch fein empfindende Menschen an unserer Statue des Prinzen Hem-On die plastischen Reize der Hände und Füße erkannten, — die Wirklichkeit übertrifft hier die gewonnenen Photos noch erheblich, — daß aber kein Gelehrter auf den Einfall gekommen war, sie zu veröffentlichen (Tafel 10—12). Bei anderen Statuen sind Köpfe allein gegeben, wiederum in mehreren Aufnahmen bei verschiedener Beleuchtung, und C. hat hier einen erfreulichen Geschmack bei dem Herausheben der künstlerisch hochwertigen Plastiken bewiesen. Ebenso willkürlich ist C. bei Reliefs und Malereien verfahren: einzelne Gruppen von Personen oder Tieren aus bekannten Bildern werden vorgeführt, auch nur Köpfe, sogar nur Hieroglyphen. Bei den letzteren und bei einigen kunstgewerblichen Stücken ist C. bis zur Wiedergabe in der Größe des Originals gegangen (bei Tafel 64 sogar etwas darüber hinaus). Um so mehr freut man sich über die Wirkung, die der gesamten Archäologie den Kunstwert ägyptischer Denkmäler hoffentlich recht eindrucksvoll und nachhaltig nahe bringt.

Bei dem Text mußte C. sich fragen, auf wen er ihn berechnen will: auf Ägyptologen, die genaueste Analyse aller sachlichen Einzelheiten verlangen und dazu statistische Angaben über Parallelen? oder auf Liebhaber und der Ägyptologie fernstehende Archäologen und Kunsthistoriker, die eine allgemeine Einführung fordern, auch eine ästhetische Würdigung? Von Bissing hat sich bei seinen Denkmälern für den ersten Weg entschieden, und sein Textband behält bleibenden Wert für archäologisch arbeitende Ägyptologen. C., der ebenso wie sein Verleger wissen muß, was sie dem Publikum der Käufer schuldig sind, ist den zweiten Weg gegangen und hat sogar die Literaturangaben in den Anhang verwiesen. In seinem Text überwiegt also das Ästhetische und das Erzählende. Die Heranziehung der Parallelen, bei denen man die Vertrautheit C.s mit den vielseitigen Problemen der Ägyptologie und seine Treffsicherheit in der Erfassung des Wesentlichen bewundern muß, geschieht mehr in allgemeiner Form. Ein Beispiel: die Hildesheimer Statue des Prinzen Hem-On hat ihr Finder Junker in seinem Grabungsbericht nach allen Richtungen hin analysiert; trotzdem bleibt es auch für Kenner lehrreich, C.s Würdigung zu lesen, die beginnt: „On ne peut pas l'aimer; il est impossible néanmoins de ne pas la trouver admirable" (S. 14). Das ist die fast nur bei geistvollen Franzosen anzutreffende Fähigkeit der Plauderei über wissenschaftliche Fragen, in der Maspero Meister war.

In der Anlage der Veröffentlichung sind auch ihre Grenzen begründet. Photos, vornehmlich solche auf ästhetische Gesichtspunkte hin, pflegen nicht exakt zu geben, was der Archäologe und gar der Philologe von einem Denkmal zu wissen wünschen. Zum Beispiel wäre von der an sich schön wiedergegebenen Inschrift Tafel 32 B doch keine Zeichnung anzufertigen, die jedes Schriftzeichen fraglos klarstellte; oder auf Tafel 35 A wäre der Geier nicht zweifelsfrei zu zeichnen. Die Inschriften an den Plastiken sind überhaupt nicht übersetzt oder auch nur berücksichtigt, sofern sie nicht bei der kulturgeschichtlichen Erläuterung im Text eine Rolle spielen. C. würde die Zumutung ihrer Erklärung in diesem Rahmen von sich weisen, weil er nur Quellen der ägyptischen Kunst erschließen will, — genau wie von Bissing eine Behandlung der Inschriften in seinen Denkmälern abgelehnt hat. Der Archäologe oder Philologe muß sich das erforderliche Material zur vollständigen Beurteilung dieser Altertümer eben anderswoher zu beschaffen suchen.

Als Vorwurf könnte man C. auch zur Last legen, daß in archäologischer Hinsicht über das Wesen der Originale zuweilen nicht genügend Aufklärung aus seinem Buch zu gewinnen sei. Z. B. sind die Einzelheiten an den drei Löwenköpfen auf Tafel 38 seinem Text nicht vollständig zu entnehmen. Hierfür vermag C. allerdings auf die sonstigen Veröffentlichungen dieser Stücke zu verweisen, und so beschränkt er sich darauf, alle Fragen der Herkunft, der Abmessungen, der Ergänzung und des Zweckes nur andeutungsweise zu behandeln, und er verzichtet z. B. auch auf Skizzen, ohne die der zünftige Archäologe nicht weiterarbeiten kann. Fragen des Archäologen bleiben unbeantwortet bei sonst unveröffentlichten Denkmälern, z. B. bei Tafel 30 A, für die auch unglücklicherweise die photographische Vorlage unbefriedigend geraten ist; oder bei dem so gut wie unbekannten Bronzeständer aus Anibe in Leipzig (Tafel 78). Dem Charakter dieses Buches wohnt eben das Fernbleiben von der archäologischen Untersuchung als selbstverständlicher Wesenszug inne.

Was ich noch zu einzelnen Stücken zu sagen hätte, geht die fachliche Auseinandersetzung an und gehört nicht hierher. Auch was die Weiterführung

der Documents angeht, spreche ich keinen anderen Wunsch aus, als daß C. sich in ihr nicht beirren lassen und daß ihm und dem Verlag immer die nötigen Mittel verfügbar sein mögen. Jeder Vorschlag zur Änderung des Programms würde für den Verfasser — er ist der vielbeschäftigte Leiter eines großen Museums mit mehreren Abteilungen und schafft gegenwärtig einen Neubau von bedeutender Ausdehnung — nur eine Erschwerung mit sich bringen und das Erscheinen der Fortsetzungen verzögern.

Beglückwünschen wir also Verfasser und Benützer zu diesem prächtigen Band — und: vivant sequentes!

Schäfer, H.: Armenisches Holz in ägyptischen Wagnereien. Die ägyptische Königsstandarte in Kadesch am Orontes. Berlin: Akademie der Wissensch., in Komm. bei W. de Gruyter & Co. 1931. (15 S., 1 Taf.) 4°. = Sonderausgabe a. d. Sitzungsberichten d. Preuß. Akademie der Wissensch., Phil.-Hist. Klasse, 1931, XXV. RM 2 —. Bespr. von T. E. Peet, Waterloo, Liverpool.

The first of these two studies deals with the provenance of the various woods used in the manufacture of the Egyptian chariot in the museum at Florence. The analyses made for Rosellini, who first published the chariot, determined the presence of stone-oak (Quercus ilex), ash (Fraxinus excelsior), hornbeam (Carpinus orientalis), and, for the bindings, the bark of the birch (Betula alba). Rosellini rightly saw that these woods pointed to a home somewhere in the neighbourhood of the Armenian highlands. A later analysis substituted elm (Ulmus) for stone oak, and the bast (a fibrous layer which grows between the bark and the solid wood of the tree) of birch for the bark. These identifications are not altogether convincing and Schäfer hopes that a fresh examination may be undertaken.

Accepting them, however, for what they are worth, he proceeds to point out that in the tomb of Kenamun woods for a royal chariot are said to have been brought „from the Divine Land, from the hill country of Naharin". The meaning of the „Divine Land" is too vague to yield any results, but Naharin is a much better defined area, though its limits are far from certain. An examination of the present day distribution of the various woods is now brought into play. Stone oak and elm prove indecisive, but hornbeam, ash and birch have very definite southern limits, which correspond fairly closely with the fortieth parallel of North Latitude, and what is more, the birch does not extend west of the longitude of Erzerum. The provenance of the woods used in the Florence chariot can therefore be placed with confidence within what is now Russian Transcaucasus. It would be going too far to conclude from the inscription of Kenamun that this area was politically dependent on Naharin, for it is quite possible that the phrase „the hill country of Naharin", there employed, meant no more than the hill country to which Naharin gave access.

Schäfer points out in conclusion that while the philological and botanical evidence combines to fix the Transcaucasus as the home of the woods used — and perhaps in some cases of the complete chariots (some authorities maintain that birch bast can only be used while fresh and pliant) — yet the invention of the chariot must be placed not here but in the flat country lying to the north of this, in fact in the land of the Scythians. He asks for a fresh technical examination and publication of the Egyptian chariots found in the tombs of Amenophis II, Tuthmosis IV, Yuia and Tuyu, and Tutankhamun.

In the second article Schäfer discusses a difficult passage in one of the Tell el-Amarna letters written by Etakkama king of Kadesh on the Orontes to a king of Egypt. The writer tells how he had set out with his forces to recover for the Egyptian king certain towns in Syria which Namiawaza had handed over to the invading Sagaz. „I arrived", he says, „and thy gods and thy sun came against me and I recovered the towns for the king, my lord". Ebeling, in his notes to Knudtzon's edition of the tablets, had already seen that the words „thy gods and thy sun came against me" must be an error for „thy gods and thy sun went forth before me", but it still remained uncertain to what the words „gods" and „sun" referred. Schäfer insists that they are to be explained only by reference to other letters in the series, where Pharaoh is addressed in a formula which began in the simple form „Speak to the King, the Sun my Lord", a form of address which betrays Hittite influence. The formula was then enlarged by the addition of „my God" or even „my Gods", the plural in the latter case being used for honorific reasons, which have also in some cases led to the substitution of „my Suns" for the expected „my Sun". In view of this the words used by Etakkama are simply a description in magniloquent terms of the might of the Egyptian king, and contain no direct reference to Akhenaten, as has sometimes been averred.

But in what sense did the might of the King go forth before Etakkama? Clearly, answers Schäfer, in the form of a standard carried before the troops; and he shows in conclusion that Egyptian regiments were often given a name which included the king's name, and carried a standard which bore his figure.

Till, Walter: **Koptische Dialektgrammatik** mit Lesestücken und Wörterbuch. München: C. H. Beck 1931. (XV, 91 u. 48* S.) 8°. = Clavis linguarum Semiticarum, ed. H. L. Strack, Pars IX. Geb. RM 8.50. Bespr. von F. Gf. Calice, Budapest.

Eine kurze zusammenfassende Einführung in die koptischen Dialekte hat bisher gefehlt. Das vorliegende Büchlein wird daher allen jenen gute Dienste leisten, die sich in das Koptische zum Zwecke des Verständnisses der Texte einarbeiten wollen. Es berücksichtigt gleichmäßig alle Mundarten. (In der Chrestomathie sind auch die Mischmundarten S^a und F^s vertreten.)

Die Anordnung des Stoffes ist übersichtlich, die Formulierung trotz äußerster Kürze, namentlich im syntaktischen Teil, oft glücklich. Die Raumersparnis ist allerdings bis zum Äußersten getrieben, wodurch allein es möglich war, auf den 91 Seiten des Textes alles Wesentliche zu bringen, obwohl die Beispiele, meist in mehreren Dialekten gegeben, unverhältnismäßigen Raum beanspruchten. Etwas stiefmütterlich behandelt sind bloß die Flexionsformen des Nomens (Pluralformen, Feminina des Adjektivs). Bei den Verben hätten ein paar Tabellen die Orientierung erleichtert.

In der Formenlehre ist ständig auf die ägyptischen Grammatiken von Erman bzw. Roeder Bezug genommen. Ähnliche Verweisungen auf das Demotische wären sehr erwünscht gewesen. T. folgt allerdings nur seinen Vorgängern, wenn er das für das Verständnis der koptischen Formen so wichtige Demotisch beiseite läßt. Seit dem Erscheinen von Spiegelbergs Grammatik lag jedoch kein Grund mehr vor, diesen früher fast unvermeidlichen Mangel zu perpetuieren.

In der Chrestomathie wirkt sich die Raumbeschränkung am bedauerlichsten aus. T. befolgt das System, denselben Text in möglichst vielen Dialekten zu bieten, was natürlich höchst lehrreich ist, aber viel Raum erfordert. So war es schwer, auf den 29 autographierten Seiten der Chrestomathie dem Lernenden ausreichendes Material zu bieten. Wenn bei einer Neuauflage eine geringe Vermehrung der Seitenzahl zu erreichen wäre, würde man in erster Linie eine Vermehrung des Faijumischen Lesestoffes wünschen, der sehr schwach vertreten und dem Lernenden auch sonst nicht so leicht zugänglich ist. Auch wäre es für viele, die sich mit dem Koptischen zu befassen haben, von Wert, neben biblischen und kirchlichen Texten auch ein paar Beispiele von Urkunden und Briefen zu Gesicht zu bekommen.

Keilschriftforschung.

Luckenbill, Prof. Daniel David: **Inscriptions from Adab.** Chicago: The University of Chicago Press 1930. (IX, 8 S. Text, 87 Taf.) 4°. = The University of Chicago Oriental Institute Publications, Vol. XIV. Cuneiform Series, Vol. II. $ 5 —. Bespr. von P. Maurus Witzel, Rom.

Außer den wenigen von Banks, Bismya veröffentlichten Inschriften war m. W. nichts bekannt geworden, was mit einiger Bestimmtheit als von Adab stammend hätte angesehen werden können, obwohl es nichts Auffallendes gewesen wäre, wenn einzelne Stücke, wie das bei den verschiedenen Ausgrabungen zu geschehen pflegt, nicht den gleichen Weg in die Museen gefunden hätten. P. Deimel erwähnt zwar in Orientalia 2, S. 57 f. einige Täfelchen, die denen von Banks photographierten ähnlich seien; aber zu den in vorliegendem Werke veröffentlichten Textgattungen können sie nicht gehören, schon deshalb nicht, weil sie im Gegensatz zu diesen eine wenn auch recht primitive Jahresdatierung aufweisen.

Luckenbill, unter dessen Namen die vorliegende Arbeit publiziert wurde, ist schon vor der Veröffentlichung gestorben. Chiera hat die mit unendlicher Sorgfalt von L. gezeichneten und geschriebenen Tafeln zusammengestellt und gruppiert, sowie die herkömmliche Beschreibung der Dokumente und das Verzeichnis der Museumsnummern beigegeben.

Das Inschriftenmaterial besteht zum allergrößten Teile aus Täfelchen wirtschaftlichen Inhalts, denen Inschriften historischen Inhalts vorausgeschickt sind. Leider sind letztere in geringerer Zahl und zum Teil in recht fragmentarem Zustande erhalten (ganz abgesehen davon, daß der Begriff historisch recht weit genommen ist). Die Texte stammen — nicht bloß die historischen — aus verschiedenen Zeitepochen, sind aber durchweg von bedeutendem Alter. Das beweist — neben der Schrift — für die historischen Inschriften die Nennung des Namens verschiedener bekannter Persönlichkeiten, welche Weihinschriften im Emach zu Adab hinterlassen haben (z. B. Mesilim, Naramsin); für die Wirtschaftstexte ergibt sich das hohe Alter besonders aus dem Umstande, daß eine Jahresdatierung gänzlich fehlt (es kommt lediglich eine Monatsdatierung in Anwendung).

Wer den schönen, stattlichen, glänzend ausgestatteten Band durchblättert, dem bleibt eine gewisse Enttäuschung nicht erspart: die lange Reihe von 198 Nummern verliert an Bedeutung, weil fast sämtliche Nummern kleine und kleinste Texte sind und sich viel Bruch darunter befindet (einzelne Nummern bestehen bloß aus zwei, ja aus einem einzigen Zeichen), und vor allem, weil das historische Material so gering ausgefallen ist. Auf der andern Seite bietet der Band eine große Fülle von Schönem und Interessantem: alle Tafeln sind mit einer nicht zu überbietenden Sorgfalt gezeichnet (es will fast scheinen, als ob in dieser Beziehung des Guten zu viel geschehen sei — auf Kosten der Wahrheit); als Schriftproben bietet der Band reichlich Exemplare, an denen man unbedingt seine Freude haben muß; alte Bekannte aus der sumerischen Geschichte begegnen uns in ziemlicher Anzahl als Stifter von Weihgaben; an interessanten Formen verschiedener Keilschriftzeichen bietet das Werk eine große Fülle, die von Bedeutung für die Entwicklung der Keilschrift sind; Verbalformen wie ab-ta-è, an-na-sum, an-da-tug zeigen, daß man in Adab zu jener Zeit das Präformativ a statt e (i) gebrauchte; die

Texte weisen eine eigene Monatsnomenklatur auf, unter denen sich auch gelegentlich schon bekannte Monatsnamen finden; es begegnen, wenn nicht alles trügt, auch semitische Verbalformen (*imḫur*), und zwar auch neben zweifellos sumerischen Verben in ein und demselben Texte, u. dgl. m.

Der Name Luckenbill bürgt wohl sicher dafür, daß wir gröbere Irrtümer in der Auffassung der Texte nicht zu gewärtigen haben; so sind auch selbstverständlich Publikationsfehler Banks beseitigt (König Barki anstatt Me-silim; die auf den Kopf gestellte Wortgruppe SAR-É von Inschriftenfragmenten, die Banks S. 265 in mehreren Fällen zum Beweise anführt, daß es einen Tempel É-sar in Adab gegeben habe, der mit dem bekannten É-maḫ identisch sei, so daß dieser Name É-sar nicht einem Könige von Adab — dem David Banks — zukomme). Aber wie steht es mit Nr. 5 Z. 5? Dort liest L. bloß das Zeichen É (oder KIT), während Banks (S. 201) vor É noch SAL + ME, dahinter aber noch SI gesehen hat. Nach allem kann es sich doch nur um ein und dieselbe Inschrift handeln! Und Banks kann die Zeichen nicht gut erfunden haben, zumal es auffallen muß, daß das Zeichen É nach L. in der Mitte der Zeile steht.

Weitere Tafeln, die zu Adab gefunden wurden (oder noch werden), sollen in einem späteren Bande der Serie publiziert werden.

Boyer, G.: Contribution à l'Histoire Juridique de la 1re Dynastie Babylonienne. Paris: Paul Geuthner 1928. (VI, 86 S.) 4°. 75 Fr. Bespr. von M. Schorr, Warschau.

Der Verfasser der vorliegenden Arbeit ist von Haus aus Jurist, der sich unter der Leitung von Pater Scheil in das Studium der Assyriologie, speziell der juristischen Texte, eingearbeitet hat. Die erste Frucht dieses Studiums bildet die juristische Interpretierung einer Reihe von Rechts- und Geschäftsurkunden, wie auch Briefen, von denen die meisten allerdings — nach der Mitteilung des Verfassers im Vorwort — schon vorher von Scheil in verschiedenen Jahrgängen der Revue d'Assyriologie publiziert und philologisch erklärt wurden. Die Texte stammen aus Larsa (Südbabylonien) und datieren sämtlich aus der Zeit Chammurabi's und Samsu-iluna's. Inhaltlich erstrecken sich die Urkunden auf folgende Rechtsverträge: Adoption, Erbteilung, Kauf, Tausch, Miete, Pacht, Dienstvertrag, Kreditkauf, Lieferung von Waren, Quittungen. Der Wert der Arbeit liegt in der sorgfältigen juristischen Analyse der Texte, die in manchen Einzelheiten der sachlichen Erklärung Schwierigkeiten bieten. Dem Verfasser gelingt es in der Tat, an der Hand des reichen juristischen Materials aus dieser Zeit und in Fortspinnung der juristischen Untersuchungen seiner Vorgänger wie Koschaker, San-Nicolò u. a., hie und da den Inhalt zu beleuchten und juristisch genauer zu klassifizieren. Eine eingehende Kritik der Arbeit ist von juristischer Seite inzwischen in der Zeitschrift der Savigny-Stiftung Rom. Abt. B. 51 S. 513—23 erschienen (Rez. Lautner); somit erübrigt es sich, hier auf Einzelheiten einzugehen. Folgendes nur möge bemerkt werden: H. E. 124 (S. 42) scheint mir eher ein beeidetes Gerichtsprotokoll als ein Kaufvertrag zu sein, worauf die Verbalerklärungen in I. Person hindeuten. Im selben Texte Z. 8: *iṣṣabtu*-ma ist ein Terminus des Gerichtsverfahrens (öfter in Prozeßurkunden) im Sinne von „gerichtlich anfassen, verhaften". Nr. 126 (S. 45) ist eine Quittung (nicht Kauf). H. J. 122 (S. 64) Z. 20: *ana ṣibittiša imtut* wohl eher „an Apoplexie ist sie gestorben". — Zu bedauern ist, daß die Texte nicht fortlaufend numeriert sind, und daß neben dem Eigennamenregister nicht auch ein Verzeichnis der wichtigsten Rechts- und Geschäftstermini beigefügt wurde. In einem Schlußabschnitt setzt sich Boyer mit Koschaker wegen des Prinzips Hand wahre Hand bei Revindikation in Verlust geratener Gegenstände auseinander, wie auch mit Jean in bezug auf die Bedeutung von *zu-tu*, das nach Boyer „gelieferte Ware" bedeuten soll. In beiden Fällen dürfte Verf. im Rechte bleiben.

Im ganzen darf die Arbeit mit Anerkennung begrüßt werden. Hoffentlich wird Boyer die Assyriologie mit weiteren juristischen Beiträgen bereichern.

Erklärung.

Zu meiner Rezension über **R. Campbell Thompsons** „The Epic of Gilgamish, Text, Transliteration and Notes" in dieser Zeitschrift 1932 Nr. 8/9, Sp. 555ff.:

In meiner Besprechung von R. Campbell Thompsons „The Epic of Gilgamish, A new translation" usw., in dieser Zeitschrift 1929 Nr. 8/9, Sp. 643ff. hatte ich seine Übersetzung von *pīru* in Tafel VI des Epos durch „pitfall' beanstandet und gefragt, ob er dabei etwa an *b(p)ūru* „Brunnen" oder „Grube" gedacht habe, das aber wegen des hebräischen, vielleicht aus dem Akkadischen entlehnten בּוֹר, und vielleicht auch wegen des, etymologisch wohl letztlich zugehörigen, ursprünglich-hebräischen בְּאֵר, mit *b* als erstem Laut, mit *b*, und nicht mit *p* im Anlaut anzusetzen sei. Auf Sp. 80f. seiner Neuausgabe des Epos begegnet nun Thompson meinem Einwurf gegen seine Übersetzung mit der Erklärung, daß hebräisches *pêr* und aramäisches *pêrâ* „pit", „suit admirably" und daß das „answers Jensen's query", und, da ich bei diesem hebräischen *pêr* — nicht ganz unbegreiflicherweise — nur an das alttestamentlich-hebräische בְּאֵר dachte, so bezeichnete ich Thompsons *pêr-pêrâ* in meiner zweiten Rezension als Thompsonsche „Neuschöpfung". Nun weist mich aber Thompson in einem Briefe auf mir bis dahin unbekanntes neuhebräisch-chaldäisches פיר(א) = „Grube" oder „Graben" bei Levy, Neuhebräisches und chaldäisches Wörterbuch, und Dalman, Aramäisch-neuhebräisches Wörterbuch, hin und beanstandet dabei meine Kritik. Wie man sieht, mit vollem Recht. Denn Neuhebräisch ist nun einmal auch Hebräisch schlechthin, so nahe es auch lag, nicht daran zu denken. Angesichts dieser Sachlage kann ich es nur herzlich bedauern, daß ich Herrn Thompson vorschnell, ob auch in gutem Glauben, ein schweres Unrecht getan habe. Ich darf das um so mehr bedauern, als ich Thompsons Neuausgabe des Epos durchaus anerkennen muß, das auch zum Ausdruck gebracht und mir größte Mühe ge-

geben habe, auch über Thompsons zweites Buch sachlich und gerecht zu urteilen[1]. P. Jensen.

Altes Testament, Neues Testament, Spätjudentum, Urchristentum.

Sukenik, E. L. and L. A. Mayer: The third Wall of Jerusalem. An Account of Excavations. From the Hebrew. Jerusalem: At the University Press, and London: Oxford University Press 1930. (77 S., 10 Ktn.) 4°. Bespr. von H. Guthe, Leipzig.

Die jüdische Gesellschaft zur Erforschung Palästinas (Palestine Jewish Exploration Society) und die hebräische Universität in Jerusalem haben, von andern Seiten unterstützt, 1925/26 zu drei verschiedenen Malen Ausgrabungen im Norden der Altstadt Jerusalem veranstaltet, die eine genaue Untersuchung der dort befindlichen Reste einer alten Ringmauer zum Zweck hatten. Die meisten dieser Reste waren seit langer Zeit bekannt und sind von August Kümmel auf seiner „Karte der Materialien zur Topographie des alten Jerusalem" (Leipzig 1906; vgl. Text S. 52, 54) eingetragen worden. Sie liegen zwischen der heutigen schwedischen Schule und dem amerikanischen Forschungsinstitut auf einer Linie, die etwa 450 m nördlich vom Damaskustore die Straße nach Nabulus durchschneidet. Die jüdischen Untersuchungen haben die Zahl der Reste von vier auf sechs vermehrt und dürfen für sich das Verdienst in Anspruch nehmen, möglichste Klarheit über ihre Beschaffenheit gebracht zu haben. Die Verfasser haben in dem vorliegenden vortrefflich ausgestatteten Buche die Arbeiten sorgfältig beschrieben und über die Funde mit Hilfe von Plänen und schönen Abbildungen eingehende Rechenschaft gegeben.

Demnach haben wir es mit einer (500 m langen) Ringmauer zu tun, von der meist nur eine Schicht, häufig aber auch nur ihre aus Mörtel und kleinen Steinen bestehende Unterlage erhalten ist. Wer hat sie gebaut? Um diese Frage zu beantworten, weisen die Verf. auf Grund des Befundes mit Recht darauf hin, daß die Reste über die byzantinische Zeit und über die Zeit der Aelia Capitolina hinaus (S. 52) in die Tage der jüdischen Herrschaft über Jerusalem zurückreichen. Indem sie die Zeichen der Eile, die dem Bau anzuhaften scheinen, hervorheben, setzen sie dessen Herstellung in die Jahre 66/67 n. Chr., als die Juden in großer Hast die Stadt gegen den Angriff der Römer befestigen wollten (Jos. Bj II 22, 1 § 647 f.). Vgl. S. 50—60.

Gegen diese Deutung hege ich Zweifel. Nach der Meinung der Verf. haben wir in den von ihnen untersuchten Resten Stücke der sogen. dritten Mauer Jerusalems vor uns, die Jos. Bj V 4, 2 §§ 147—155 und sonst im Auge hat. Bisher wurde überwiegend angenommen, daß sich diese dritte Mauer des Jos. im wesentlichen mit der jetzigen Nordmauer Jerusalems decke, hauptsächlich wegen des Psephinusturms (= *ḳaṣr dschālūt*) und der „königlichen Höhlen" (= Baumwollengrotte), die Jos. mit der dritten Mauer verbindet. Dafür spricht auch seine Angabe, daß das Grabmal der Helena, den sogen. Königsgräbern entsprechend, von der Stadt, d. h. von ihrer Nordmauer, drei Stadien entfernt sei (Ant. XX 4, 3 § 95) — ein Maß, das sich leichter von der heutigen Nordmauer als von den neu untersuchten Resten verstehen läßt. Deshalb habe ich Bedenken, die dritte Mauer des Jos. ihnen gleichzusetzen. Ferner tragen die Baureste nicht in dem von den Verf. betonten Grade die Merkmale einer eiligen Arbeit (Bj II 22, 1 §§ 647—9). Es haben sich nicht selten stattliche Quadern von 3—5 m Länge und 1,20—1,75 m Höhe gefunden; neben einem Turm ist der Felsen 7—8 m tief gerade hinuntergehauen, und die neue Mauer verläuft auf der Höhe oberhalb der Anfänge von zwei kleinen Tälern, also in einer strategisch günstigen Linie, während die jetzige Mauer durch ihre tiefe, für eine Abwehr ungünstige Lage auffällt (vgl. Bl. 2a meines Bibelatlas). Diese Umstände sprechen dafür, den neuen Mauerlauf als eine mit Überlegung, Sorgfalt und reichlichen Mitteln geleistete Arbeit anzusehen. Das führt zu dem Gedanken, daß wir in ihm die Reste eines Teiles der von Agrippa I (41—44 n. Chr.) angefangenen, aber nicht vollendeten Ringmauer vor uns haben. Die durchschnittliche Dicke der Mauerreste, 4—4½ m, entspricht dem, was Jos. Bj V 4, 2 § 154 für die Mauer Agrippas angibt. Die angeblichen Zeichen der Eile lassen sich, soviel ich aus der Ferne zu urteilen vermag, auch davon verstehen, daß der Bau unterbrochen wurde (vgl. S. 15 u. Fig. 9) und dann der Zerstörung durch Wetter und Menschen anheimfiel.

Man wird einwenden, daß Jos. die Mauer des Agrippa und die Mauer der Juden vom Jahre 66/67 einander gleichsetzt (Bj V 4, 2 § 147ff.). Man hat die Stelle bisher so verstanden. Aber Jos. sagt nicht ausdrücklich, daß man bei dem späteren Bau durchweg den Plan des Königs zugrunde gelegt habe. Man hat ihn vielleicht teilweise benutzt, nämlich im Westen, aber nicht im Norden. Eine abkürzende, ungenaue Ausdrucksweise des Jos. müßte man freilich bei meinem Vorschlage annehmen. Aber das wäre bei diesem Schriftsteller nichts Undenkbares. Wahrscheinlich bestätigt auch dieser Fall die häufige Erfahrung, daß Ausgrabungen nicht nur alte Rätsel lösen, sondern auch neue aufgeben.

Rowe, Alan: The Topography and History of Beth-Shan. With Details of the Egyptian and other Inscriptions found on the Site. Philadelphia: University of Pennsylvania Press 1930. (XXII, 62 S., 58 Taf.) 4°. $ 15—.

Fitzgerald, G. M.: The four Canaanite Temples of Beth-Shan. Part II: The Pottery. Philadelphia: University of Pennsylvania Press 1930. (V, 43 S. u. Taf. 41 bis 51) 4°. $ 7.50. = Publications of the Palestine Section of the Museum of the University of Pennsylvania, Vol. I u. II. Bespr. von J. Hempel, Göttingen.

In würdiger Form legt die Universität Philadelphia die Ergebnisse ihrer großen und überraschend reichen Grabung in bēsān (1921 bis 1928) vor, anhebend mit dem wundervollen Löwenrelief aus dem Mekaltempel, dem schön-

1) Auf die Gefahr hin, daß das als ein Versuch angesehen werden könnte, das Eingeständnis meines Unrechts abzuschwächen, muß ich hinzufügen, daß m. E. auch ein wirklich existierendes (א)פיר = „Grube" oder „Graben" dessen Verwertung für eine Deutung des akkadischen *pīru* im *Gilgamesch*-Epos nicht rechtfertigen könnte.

sten Stück, das in Palästina bisher gefunden ist. A. Rowe, seit 1925 Leiter der Grabung, an der er schon 1922/23 als Assistent Cl. S. Fishers (Leiter 1921—1923) tätig war, schildert zunächst die topografische Lage bēsāns und führt dann durch die 9 aufgedeckten Schichten von der Zeit Tutmosis' III bis in die heute noch andauernde arabische Zeit. Die von den einzelnen Schichten umfaßte Periode ist ganz verschieden lang: die Zeit Setis I bildet Schicht VI, Ramses II Schicht V, hingegen erstreckt sich Schicht IV 1224—302 a. C. Für die Sicherheit der Schichtabgrenzung, die Niveau- und Schutthöhen, die Art der Zerstörung der einzelnen Schichten wird man die genauere Behandlung in den späteren Bänden abwarten müssen. Erst dann wird man auch über manche jetzt noch undeutliche Einzelheiten, so den einigermaßen wirren Grundriß des Mekal-Tempels in Schicht IX (Thutmosis III) zur Klarheit kommen und versuchen dürfen, eine wirkliche Geschichte der Stadt auch in vorrömischer Zeit zu schreiben[1], wie sie R. für die römisch-byzantinischen Jahrhunderte auf Grund der literarischen Texte bietet (S. 46ff.). Was jetzt für die früheren Perioden zunächst allein erwartet werden kann und von A. Rowe sorgfältig und sachlich geleistet wird, ist eine Aufzählung der wichtigsten Funde in den einzelnen Schichten, vor allem derjenigen Stücke (Skarabäen usw.), auf denen die Datierung beruht. Dabei bemüht sich R. mit guter Sachkunde, die internationalen Beziehungen der einzelnen Schichten herauszuarbeiten, namentlich die ganz überraschend starken (auch durch kretische Schriftzeichen auf einem Gefäßhenkel bestätigten) zur minoisch-mykenischen Welt (vgl. Taf. 40,2!) in den ältesten Schichten: IX [Thutmosis III]VIII [Amenophis II Thutmosis IV] VII [Amenophis III. IV] VI [Seti I] V [Ramses II], Beziehungen, die Rowe durch die Tatsache erklärt, that, as in previous reigns, there were Mediterranean mercenaries in the citadel in the time of Rameses II. These mercenaries, who were commanded by Egyptian officers, were employed in Beth-shan until the death of Rameses III (S. 33), danach aber vielleicht die Festung in ihre Hand brachten (S. 38f.) Diese Söldner haben ihre Toten in den anthropoiden Sarkofagen mit Gesichtsmaske bestattet und ihnen ein leichtes Goldblech in den Mund gelegt. Daneben arbeitet Rowe mit Recht den von Schicht VIII an stärker werdenden syrohetitischen Einfluß heraus. Die wichtigsten Einzelfunde sind:

Schicht IX Die Mekal-Stele: thronender bärtiger Gott mit 2 ägyptischen Adoranten, darunter ägyptische Votivinschrift. In der gleichen Schicht das Löwenrelief, wie Museum Journal 1929 als Kampf zwischen Hund (Tempelwächter) und Löwe (Nergal) gedeutet.

Schicht VIII Entwässerungsrohre einer Straße.

Schicht VII Stele der zweigehörnten Astarte.

Schicht VI Ägyptische Inschrift aus dem 1. Jahr Seti's I über Rüstungen des „elenden Feindes in der Stadt Hamath" im Bündnis mit den Leuten von Pella und ihre Niederwerfung. Der Text einer zweiten Stele Seti's ist noch nicht sicher entziffert.

Schicht V Ägyptische Inschrift aus dem 9. Jahr Ramses' II mit Hymnus auf den König. Ferner Votivinschrift des Amen-em-apt (vgl. Pap. Anastasi I!) oder seines Sohnes.

Schicht IV Die anthropoiden Sarkofage, Statue Ramses' III.

Schicht III Reste eines hellenistisch-römischen Dionysos (?) = Tempels. Prachtvoller Marmorkopf, über den H. Thiersch demnächst ausführlich handeln wird[1].

Schicht II (Byzantinisch-christlich) und I (Arabisch) bieten bisher keine bemerkenswerten Einzelfunde.

Die Keramik aus den Tempeln wirft nicht viel ab. Einigermaßen sichere Schichtenscheidung ist nur für VIII—V (mit Unterteilung in VI) möglich, und auch da verbleiben Zweifel (vgl. S. 5 für das Stück XLI, 16). Die Zahl der Funde ist in den einzelnen Schichten zu gering, als daß sich aus dem Fehlen eines Typus in der einen oder anderen bestimmte Schlüsse ziehen ließen. Es wird das Material der Gesamtgrabung abzuwarten sein, um das hier Gebotene voll auswerten zu können. Auf die Verwandtschaft mit Gezer III Sem. und ʿain šems Grab I macht Fitzgerald für Schicht V (Ramses II) besonders aufmerksam, ebenso wie er genau auf alle Beziehungen zu den Funden in el-amarna, auf Kreta und Cypern achtet. Im Rahmen des Gesamtmaterials werden seine exakten Beschreibungen und Angaben für die Kenntnis der spätbronzezeitlichen Keramik von besonderem Wert sein, auch wenn sich die Schichtenabgrenzung vielleicht nicht immer bewähren sollte.

1) Vgl. vorläufig Alt, PJB 22, 108ff.

1) Korrekturnachtrag: Die Abhandlung von Thiersch ist inzwischen in den Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen 1932, 52ff. erschienen.

Strack, Prof. D. Dr. Hermann L.: **Hebräische Grammatik** mit Übungsbuch. 14. Aufl., neubearb. v. Alfred Jepsen. München: C. H. Beck 1930. (XV, 242 S.) 8^{0}. = Clavis linguarum semiticarum. P. I. Geb. RM 7 —. Bespr. von E. Kuhr, Greifswald.

Wie Stracks „Hebräisches Vokabularium" (12. Aufl. 1929) und „Hebräisches Schreibheft" (8. Aufl. 1929) (vgl. OLZ 1930, Sp. 522f.), so hat auch Stracks „Hebräische Grammatik" in der neuesten (14.) Auflage durch Lic. Dr. Alfred Jepsen (in Rostock) eine durchgreifende Neubearbeitung erfahren.

Stracks kleines Lehrbuch empfiehlt sich durch Beschränkung des Stoffes auf das für den Durchschnittstheologen Notwendige sowie durch faßliche, dem Verständnis des Anfängers besonders angepaßte Darstellung, die nicht zu stark mit sprachgeschichtlichen Theorien belastet ist, auf eine Heranziehung der historischen Erklärung zum Verständnis der überlieferten Formen aber auch nicht völlig verzichtet. Unter Wahrung dieser traditionellen Vorzüge[1] bemüht sich der Bearb. um zweckmäßigere Anordnung des Stoffes, korrektere und klarere Formulierungen, größere Übersichtlichkeit des Satzes in Text und Paradigmen — in diesem Punkte hat der Bearb. eine besonders glückliche Hand[2] — und, in allerdings wenig konsequenter Durchführung, um Berücksichtigung der neueren Forschungsergebnisse (für die Laut- und Formenlehre hauptsächlich im Anschluß an Bauer-Leander, zu deren Sprachmischungstheorie aber nicht Stellung genommen wird). Sehr begrüßenswert ist der weitere Ausbau der Syntax, insbesondere der Ansatz zu einer Zusammenstellung der für die hebräische Satzlehre so charakteristischen konjunktionslosen Nebensätze (§ 68), in deren Eigenart der Bearb. allerdings noch eine klarere Einsicht zu gewinnen suchen müßte[3]. Weniger erfreulich ist, daß noch mehr wie in den bisherigen Auflagen die „Syntax der einzelnen Redeteile" in die Formenlehre hineingepackt ist (der Rest findet sich in der Satzlehre, wo er genau so wenig hineingehört). Soweit es sich bei der „Syntax der einzelnen Redeteile" in Wirklichkeit um reine Bedeutungslehre handelt, ist die Behandlung in der Formenlehre ja durchaus berechtigt. Wenn aber, um einen Terminus von Ries[1] zu gebrauchen, große Partien der Wortgruppenlehre in der Formenlehre erscheinen (z. B. § „19. Das Nomen in abhängiger Stellung". § „20. Attribut"), so ist das kein Fortschritt, sondern in theoretischer wie praktischer Hinsicht ein Rückschritt in der Disponierung des Stoffes. — Auch die Darstellung, die man übrigens an manchen Stellen etwas reichlicher durch Beispiele illustriert sehen möchte (z. B. § 62d), ist, trotz aller ehrlichen Mühe, mit der modernen Sprachwissenschaft Kontakt zu halten, nicht frei von Unrichtigkeiten und Fehlern, z. T. elementarer Art. Für eine neue Auflage wäre es das dringendste Erfordernis, sämtliche sprachgeschichtlichen Aufstellungen einer sorgfältigen Revision zu unterziehen, wenn das Büchlein auch in dieser Beziehung befriedigen soll.

Als besonders auffällig notiere ich, daß jedes Schwa, auch Schwa mobile, in der Sprache der tiberiensischen Massoreten stumm gewesen sein soll (§ 6c); daher in Formen wie קָטְלָה die erste Silbe allen Ernstes eine nebenbetonte geschlossene Silbe mit langem Vokal, auf einer Stufe stehend mit einer hauptbetonten geschlossenen Silbe mit langem Vokal, z. B. der zweiten Silbe von דָּבָר (§ 13h)! — Der böseste Schnitzer ist wohl die Behauptung, die sich nicht etwa an einer versteckten Stelle, sondern in mehreren grundlegenden Paragraphen (§§ 15 m. s. 58f) findet, daß das Schwa (nicht der Vokal!) der Präfixe וְ, לְ, כְ, בְ dem Chatef einer ihnen folgenden Laryngalis assimiliert und so zu Vollvokal geworden sei (לֶעֱמֹד + לְ > לַעֲמֹד); daher in dem Schema, in dem den einzelnen hebräischen Lauten die ursemitischen Entsprechungen gegenübergestellt sind (§ 15s), auch je eine Rubrik $\breve{a} < {}^{e}$ und $\breve{o} < {}^{e}$! — Die alte Auffassung, daß die Massoreten mit Sere und Cholem stets lange Laute hätten bezeichnen wollen (§ 5f), sollte endlich aus den Grammatiken verschwinden. Große Partien des hebräischen Formenbestandes, in denen Sere und Cholem sicher kurz sind (z. B. die meisten Perfekta und Imperfekta auf *e* und *o* und Segolata wie סֵפֶר oder בֹּקֶר), finden dadurch eine falsche Erklärung. — Daß *bh*, *gh* usw. — wie ich schon bei Besprechung des Schreibheftes bemerkt habe —, weil Aspiraten, zur Umschreibung spirantischer Laute gänzlich ungeeignet sind, sei auch an dieser Stelle hervorgehoben. Da β, γ usw. zunächst doch auch Aspiraten gewesen

1) Die Beseitigung des aus dem Gesamtcharakter des Werkes herausfallenden umfangreichen arabischen Vergleichsmaterials (§§ 13 e—g. 15 d. e. 54 e. 55 d. 56 d. e. S. 157 ff. der 13. Aufl.) liegt nur im Sinne der Tradition.

2) Man vergleiche z. B. die Paradigmen des Verbums, aus denen man sich in der 13. Auflage kaum herausfindet. Bedauerlich ist nur, daß der Bearb. die wichtigen Kurzformen fortgelassen hat. Auch vermißt man noch immer ein Paradigma für die Verba ע״י.

3) Ich darf hier wohl auf meine eigene Arbeit über diesen Gegenstand verweisen: Ewald Kuhr: Die Ausdrucksmittel der konjunktionslosen Hypotaxe in der ältesten hebräischen Prosa. Ein Beitrag zur historischen Syntax des Hebräischen. Leipzig: J. C. Hinrichs 1929. = Beiträge z. semitischen Philologie u. Linguistik. 7. — Nebenbei sei bemerkt, daß dar Ausdruck „Syntaxe" (§ 68a) für Beiordnung nicht sehr glücklich ist. Der Gegensatz zu Hypotaxe ist Parataxe, außerdem denkt man bei Syntaxe an Syntax.

1) John Ries: Was ist Syntax? Ein kritischer Versuch. Marburg 1894 (bzw. 2. Aufl., Prag 1927. = Ries: Beiträge z. Grundlegung d. Syntax. 1). — John Ries: Zur Wortgruppenlehre. Mit Proben aus einer ausführlichen Wortgruppenlehre d. deutschen Sprache d. Gegenwart. Prag 1928. = Ries: Beiträge z. Grundlegung d. Syntax. 2.

sind, muß man sich schon entschließen, zur Umschreibung von בּ, גּ usw. besondere Transkriptionszeichen zu wählen (etwa *ḇ*, *ḡ* usw.). — Ein plene geschriebenes Kibbus וּ (§ 5e) ist mir noch nicht begegnet.

Wie schon in den bisherigen Auflagen, so wird auch in der vorliegenden zwischen Wichtigem und Minderwichtigem, für den Lernenden fürs erste Entbehrlichem, durch den Druck unterschieden. Was es aber für einen Zweck haben soll, wenn der Bearb. aus dem so verbleibenden, gewiß nicht umfangreichen Rest der grammatischen Haupttatsachen noch ein „Minimum dessen" herausfiltriert, „was zum Hebraicum unbedingt erforderlich ist" — das Einzige, was großgedruckt ist[1] —, ist mir nicht recht verständlich. Zu Ehren des theologischen Studienbetriebs möchte man annehmen, daß ein Theologe, der — um nur die am stärksten verkürzten Abschnitte zu nennen — über die Satzlehre (in der im vorliegenden Falle noch große Teile der Wortgruppenlehre, z. B. die ganze Verbalrektion, stecken) durch je eine kurze Definition über den Nominal- und den Verbalsatz, über die Bedeutung der einzelnen Tempora und Modi ebenfalls durch je einen Satz, über das Zahlwort durch das bloße Paradigma ohne irgend welche Erläuterungen orientiert ist, nicht den Nachweis erbringen kann, daß er zum Verständnis alttestamentlicher Texte und alttestamentlicher Textkritik befähigt ist.

Im Übungsbuch ist „der Umfang des hebräischen wie des deutschen Teils ziemlich eingeschränkt" und „der Aufbau darin geändert, daß das ganze Verbum vorangestellt ist ... Doch sind die Übungsstücke so eingerichtet, daß auch das Nomen als Ganzes vor dem unregelmäßigen Verbum behandelt werden kann ... Die Erläuterungen zu hebräischen Lesestücken sind ebenfalls stark verkürzt ... Das Vokabular enthält [im Gegensatz zu den früheren Auflagen] ausschließlich die in der Grammatik und den besprochenen Lesestücken vorkommenden Worte. Als Wörterbuchersatz soll es nicht dienen; es ist richtiger, dem Lernenden baldmöglichst ein Lexikon in die Hand zu geben, damit er selbständig arbeiten lernt." — Die unvokalisierten Stücke sind völlig gestrichen, was bedauerlich ist. Denn gerade das Lesen unvokalisierter Texte ist zweifelsohne das beste Mittel, um zu einer sicheren Beherrschung der Sprachformen zu gelangen. Die vielleicht nicht ganz zweckmäßige Auswahl hätte sich ja ändern lassen. — Das ausführliche Literaturverzeichnis ist zu einer Seite zusammengeschrumpft, auf der die wichtigsten Werke genannt sind, die für ein weiteres Studium zunächst in Frage kommen.

Der Druck des Ganzen ist sauber und klar. Aufgefallen ist mir nur, daß im Kursivdruck *æ* für *v* häufig mit *æ* verwechselt ist, besonders störend S. 6, Z. 13. S. 7, Z. 5 und in der halbfetten Kursive S. 26, Z. 25f. Warum ist statt der in der Kursivform leicht mißverständlichen Ligatur nicht einfach *ā* genommen? — S. 6, Z. 24 muß es heißen „Spitze des ש" statt „Spitze aus ש", Z. 25 „שֹׁמֵר *šōmēr* für שָׁמֵר" (statt „für שָׁמֵר"), was freilich gar nicht stimmt, da das Cholem überhaupt nirgends anders stehen kann als über dem linken Arm des ש; Z. 29 l. „וֹ *oẓ*" (Cholem rechts vom ו).

1) Der ganze Rest ist Petit, wobei das noch zu dem wichtigeren Stoffe Gehörige, aber nicht unbedingt zum Hebraicum Erforderliche durch halbfette Randbuchstaben gekennzeichnet ist.

Löhr, Max: Das Asylwesen im Alten Testament. Halle: Max Niemeyer 1930. (V, 41 S.) 4°. = Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellsch., Geisteswiss. Klasse, 7. Jahr, H. 3. RM 4.40. Bespr. von Georg Beer, Heidelberg.

Löhr hat in seinen letzten Arbeiten die Theorien Wellhausens über die Ursprünge des AT, besonders den Hexateuch anlangend, zu widerlegen gesucht. Das ist auch der Zweck der hier anzuzeigenden feinsinnigen Abhandlung. Sie ist wohl die allerletzte Arbeit des inzwischen verstorbenen Gelehrten, der bei seinen Freunden in gutem Gedächtnis bleiben wird. Sie behält auch, abgesehen von ihrer anti-Wellhausenschen Tendenz, Wert.

Sehr hübsch ist der Hinweis auf historische außerbiblische Zeugnisse von Verträgen über Asyl und Auslieferung, z. B. S. 4f., zwischen hetitischen Königen und kleinasiatischen Herrschern aus dem 14. Jahrh. Ein ältestes Beispiel für Asylgewährung im AT ist der Philister Ittai aus Gath mit seinen 600 Anhängern am Hofe Davids 2. Sam. 15 18 ff., oder David mit seinen 600 Leuten beim Fürsten Akhisch von Gath 1. Sam. 27, 1 ff. Ittai und David sind mit ihren Mannen dem Asylgeber zur Heeresfolge verpflichtet. Andrer Art ist die Aufenthaltserlaubnis, die nomadisierenden Leuten von Stadtkönigen gewährt wird, cf. Richt. 4, 17: der Keniter Cheber bei Jabin, König von Chazor. Ins Ausland geflüchtete Sklaven werden dem Eigentümer ausgeliefert cf. 1. Kön. 2, 36 ff. Anders das Gesetz Deut. 23, 16 f. Überhaupt ist die Studie wichtig für die Einzelexegese. So z. B. für den häufigen Zug im Bilde einer zerstörten Stadt: die Verödung der Landstraßen, die kein Wanderer, d. h. besonders kein Händler mehr betritt, Jes. 33, 8 u. ö. (S. 11). Wer sich mit den Begriffen Ezrach, Ger, Toschab u. ä. abzugeben hat, wird Löhrs Arbeit zur Hand nehmen müssen. Ganz plausibel ist auch mir, daß der Jahwekultgemeinde angehörende Gerim es wahrscheinlich schon in vorexilischer Zeit gegeben hat (S. 19). Daß Leviten in vorexilischer Zeit Grundbesitz erwerben konnten, folgt nicht bloß aus 1. Kön. 2, 26 (S. 29), sondern auch aus Am. 7, 17. Auch ein Gesetz wie Num. 36, 7—9, das die Erhaltung des Erbbesitzes der einzelnen Stämme sichern will, mag alt sein, auch wenn es erst im Priesterkodex (= P) verewigt ist. P hat eben, wie ja auch Wellhausen u. Stade im Prinzip zugeben, viele älteste Materialien erhalten.

Volz, Prof. D. Paul: Der Prophet Jeremia. 3. durchges. Aufl. Tübingen: J. C. B. Mohr 1930. (IV, 55 S.) gr. 8°. RM 2.40. Bespr. von L. Köhler, Zürich.

Wir verdanken Volz einen sehr guten Kommentar zu Jeremia, der 1928 in 2. Auflage erschien. Gleichsam als das Ergebnis dieses Werkes faßt die vorliegende Studie nun zusammen, was sich als Lebensbild und Gedankenbild des Propheten ergibt, zugleich eine Einführung und ein Nachwort zum Kommentar, das auf alle Auseinandersetzung mit

andern Meinungen verzichtet, für jeden Laien zugänglich ist und doch dem Fachgelehrten willkommen sein muß.

Daiches, Samuel: **Studies in the Psalms.** The Meaning of אדם, בן אדם and kindred Terms. Part 1. London: Oxford University Press 1930. (VII, 50 S.) 8°. = Jews' College Publications, No. 12. 5 sh. Bespr. von G. Beer, Heidelberg.

Daiches beschäftigt sich mit den Ausdrücken אדם (בני א׳, נוא׳), אנוש, גוים, לאמים, תבל. Auf Grund seiner exegetisch-lexikalischen Studien kommt er für Ps. 2 zu folgender Auslegung: גוים u. לאמים bedeuten 2, 1 die Vornehmen in Israel; ebenso 2, 8 die גוים. Die מלכי ארץ sind die jüdischen Prinzen im Land, die sich wider den jüdischen Oberkönig in Zion 2, 6 empören. 2, 8 sind die אפסי ארץ nicht die Enden der Erde, sondern die Enden (= alle Teile) des jüdischen Landes. 2, 9 ist Anrede des Königs an Jahwe. Ich glaube nicht, daß D. für diese seltsame Deutung des Liedes viele Freunde gewinnen wird.

ק. לויאס: דקדוק ארמית בבלית (ספרי מוסד לזכרון אלכסנדר קאהוט). ניו יורק, מוסד לזכרון אלכסנדר קאהוט, תר״צ.

Levias, Caspar: **A Grammar of Babylonian Aramaic.** New York: Bloch Publishing Comp. 1930. (394 S.) gr. 8°. = The Publications of the Alexander Kohut Memorial Foundation. $ 3.50. Bespr. von G. Bergsträßer, München.

Eine Grammatik des jüdisch-babylonischen Aramäisch in hebräischer Sprache! Es ist das gute Recht des Verfassers, die Sprache zu wählen, in der er schreiben will; aber je mehr in wissenschaftlicher Literatur von diesem Recht zugunsten abgelegener Sprachen Gebrauch gemacht wird, desto unmöglicher wird es, an der Idealforderung festzuhalten, daß der Gelehrte die wichtige Literatur seines Gebietes in ihrem vollen Umfang kennen soll, desto mehr muß ihm das Recht zugebilligt werden, auch wertvolle Arbeiten als nicht existierend zu behandeln, wenn sie in einer ihm und dem Stoff zu fremden Sprache abgefaßt sind. So wird der Verfasser damit rechnen müssen, daß sein Buch außer bei den Vertretern des lebenden Hebräischen selbst viel geringere Beachtung und Verbreitung findet, als wenn er es etwa englisch oder deutsch geschrieben hätte. Es ist nur gerecht, daß nationalistisches Verdienst erkauft werden muß.[1]

Das Buch ist nicht etwa, wie man erwarten könnte, eine bloße Bearbeitung von Levias' älterer, englisch abgefaßter Darstellung des gleichen Gegenstandes[1]; es ist ein völlig neues Werk, das nur zum Teil auf dem alten und seinem Material beruht, aber selbst in den Kapiteln, in denen es diesem parallel geht, vieles von dem dort zu Findenden ausläßt, viel Neues hinzufügt und das Beibehaltene oft anders darbietet.[2] Die Darstellung ist knapper, der Ton apodiktischer; Anführung wissenschaftlicher Literatur und Diskussion fremder Meinungen, auch Mitteilung von parallelem Material aus anderen Dialekten treten zurück. Dafür ist der sprachgeschichtlichen Erklärung mehr Raum gewidmet; sie ist oft etwas zu sicher und greift zu rasch bis in Urzeiten zurück. In diesen Erklärungen und viel stärker noch in der Gesamtanlage des Buchs zeigt sich, und das ist der auffallendste Zug dieser Grammatik, der Einfluß von Brockelmann's Grundriß. Die Disposition der Syntax ist im wesentlichen, die der Lautlehre vollständig herübergenommen; auf lange Strecken stimmen die Überschriften bei Brockelmann und bei Levias wörtlich zusammen. Daß diese Herübernahme, soviel ich sehe, ohne jeden ausdrücklichen Hinweis auf Brockelmann erfolgt, muß man wohl als ungewollten Ausdruck besonders hoher Anerkennung werten: Levias scheint diese Disposition für allgemeingiltig zu halten. Auch wer, wie ich, das ungeheure Verdienst von Brockelmanns Grundriß voll würdigt, wird darüber anderer Meinung sein dürfen.

Weniger tief als in der Lautlehre greift die Umgestaltung in der Formenlehre; gänzlich neu ist die Syntax. Levias hat für sie eben noch die Druckbogen von M. Schlesinger, Satzlehre der aramäischen Sprache des babylonischen Talmuds 1927, benutzen können; er erkennt an, diesem Buch verschiedene Ergänzungen zu verdanken, verzichtet aber auf eine Auseinandersetzung mit ihm, wo er selbst eine andere Auffassung vertritt.

Einige Worte noch zur Frage der Vokalisation. Levias widmet ihr einen eigenen Abschnitt (S. 19—24); aber dessen Inhalt enttäuscht. Denn nachdem eine Reihe von Einzelfragen in nicht immer voll verständlicher Weise besprochen worden sind, heißt es (S. 23 f.): „In meiner Grammatik der babylonisch-aramäischen Sprache des Babylonischen Talmuds, die ich 1892 verfaßt habe, habe ich die Zuverlässigkeit der traditionellen überlieferten Vokalisation zur Grundlage gemacht. Dadurch, daß ich dies tat, habe ich mir die Klagen sämtlicher Wissenschaftler, Kenner und Aufgeklärten zugezogen; denn keiner von ihnen glaubt an die Tradition. Um mir die Klagen der Tüftler (*naqrānīm*) aller Art fernzuhalten, habe ich beschlossen, diesmal die Vokalisation der Targume zu verwenden." Und dies, nachdem in der vorangehenden Einzelerörterung die Tradition im ganzen verteidigt[3] und die Unzulässigkeit einfacher Übertragung der targumischen Vokalisation auf den jüdisch-babylonischen Dialekt mehrfach betont worden war! — Noch in einem zweiten Punkt weicht das neue Buch in bezug auf die Vokalbezeichnung von dem früheren ab: früher

---

1) Wenn man hebräisch über eine Sprache schreibt, die selbst durch die Quadratschrift dargestellt wird, kommt zu dem sprachlichen Bedenken ein typographisches: da ein Äquivalent des Kursivdruckes fehlt, heben sich die grammatischen Beispiele nicht vom Text ab, und das Resultat ist völlige Unübersichtlichkeit. Im vorliegenden Buch wird sie dadurch erhöht, daß auch Anführungszeichen nicht gebraucht werden.

1) C. Levias, A grammar of the Aramaic idiom contained in the Babylonian Talmud, Cincinnati 1900.

2) Sehr anzuerkennen ist es, daß der Text sich auf die herrschenden Sprachformen beschränkt, seltenere in die Anmerkungen verwiesen sind. Dagegen fehlt es auch in dem neuen Buch wieder an jedem Versuch, die Sprachschichten zu scheiden, wie das Margolis unternommen hat.

3) S. 34 lesen wir sogar: „Die Gelehrten, die die Tradition geringschätzen und . . punktieren, erregen uns nur Lachen."

waren die Vokalbuchstaben für kurze Vokale neben den Punkten beibehalten, jetzt sind sie weggelassen. Levias begründet das (S. 24) damit, daß dem Lernenden so die Erkennung der kurzen Silben erleichtert werde; man könnte hinzufügen, daß die Beibehaltung der Vokalbuchstaben in der Tat Unformen ergibt. Beide Argumente aber müssen hinter dem wissenschaftlich entscheidenden Gesichtspunkt zurücktreten, daß die Vokalbuchstaben die einzige sichere Grundlage der Vokalisation sind und daher dem Benutzer unter keinen Umständen vorenthalten werden dürfen. Neben die vokalisierten Formen einige unvokalisierte mit den überlieferten Vokalbuchstaben zu setzen, wie das Levias gelegentlich tut, genügt nicht.

Daß Levias' noch nicht ersetzte Grammatik des jüdisch-babylonischen Aramäisch neu bearbeitet wurde, war sehr erwünscht; volle Freude können wir an dieser Neubearbeitung nicht haben.

Wolfson, Harry Austryn: **Crescas' Critique of Aristotle.** Problems of Aristotle's Physics in Jewish and Arabic Philosophy. Cambridge: Harvard University Press 1929. (XVII, 759 S.) gr. 8°. = Harvard Semitic Series, Vol. VI. Bespr. von M. Pleßner, Frankfurt a. M.

Crescas (gest. 1412) als Kritiker der aristotelischen Physik ist zuerst in einem Aufsatz unter diesem Titel von Julius Guttmann behandelt worden[1]. Die leitenden Gedanken von Guttmanns Darstellung sind, wie zu erwarten war, durch Wolfsons Buch nicht aufgehoben worden; die Untersuchung aber, die Wolfson uns geschenkt hat, bildet ihrer Anlage nach ein völliges Novum in der Behandlung von Problemen der arabisch-jüdischen Philosophie des Mittelalters und kann höchstens mit Munks Edition des Maimonides verglichen werden. Im Mittelpunkt seines Werkes steht eine neue Edition und Übersetzung derjenigen Partien des Or Adonai, die sich mit der aristotelischen Naturlehre beschäftigen, wie sie Maimonides zu Beginn des 2. Teiles seines Hauptwerkes in 26 Lehrsätzen formuliert hat, von denen Crescas 25 anerkennt. Im 1. Abschnitt des 1. Buches bespricht er die maimonideischen Thesen unter Anführung von Beweisen für sie; im 2. Abschnitt zählt er für den größten Teil der Thesen die Gegengründe auf. Wolfson hat jeweils den auf eine und dieselbe These bezüglichen Text aus Abschnitt 1 und 2 hintereinander abgedruckt (S. 130—314) und stellt seine englische Übersetzung dem hebräischen Text fortlaufend gegenüber (S. 131—315). An diese Edition und Übersetzung schließen sich Anmerkungen an, die bis S. 700 reichen und vielfach ausführliche Abhandlungen über die Gegenstände des Textes darstellen. Die Einleitung, die dem Text vorangeht, charakterisiert die literarische Form und die philosophische Methode unseres Autors und behandelt einige der Hauptprobleme des Buches in systematischer Form, als Ergänzung zu der analytischen Darstellung in den Anmerkungen. Den Schluß des Bandes bilden bibliographische Listen und drei vorbildliche Indices.

Die erwähnten maimonideischen Thesen sind schon vor Crescas verschiedentlich der Kritik unterzogen worden; was Crescas von seinen Vorgängern unterscheidet, ist, daß ihm die Kritik an der durch Maimonides vermittelten aristotelischen Physik nur einen Teil eines umfassenderen Planes bedeutet: zu zeigen, daß der Beweis des Daseins Gottes nicht auf die Endlichkeit der Welt und die Unmöglichkeit der unendlichen Kausalreihe gestützt werden darf. Der Gottesbeweis, auf den sein philosophisches Streben gerichtet ist, darf nicht auf der aristotelischen Physik basieren, weil diese widerlegbar ist und mit ihrer Widerlegung also auch das Dasein Gottes in Zweifel gezogen werden könnte. Während er sich in der positiven Besprechung der maimonideischen Thesen an die Beweise hält, die von den Anhängern der aristotelischen Physik selbst angeführt werden, benutzt er für die Widerlegung auch andere Quellen. Das eigentliche Verdienst Wolfsons besteht nun darin, allen Texten nachzugehen, aus denen Crescas das Material für seine Argumente geschöpft hat. Die Anmerkungen zitieren Crescas' Quellen in extenso und geben uns, wie in der Einleitung mit Recht hervorgehoben wird, nicht nur einen Beweis für die umfangreiche und bis ins Einzelnste sichere Beherrschung der philosophischen Literatur durch Crescas, sondern zeigen uns auch, wie selbständig unser Autor bei aller materiellen Abhängigkeit von den alten Autoritäten zu argumentieren versteht. Außer den Schriften des Aristoteles selbst kennt Crescas die Kommentare des Averroes ausgezeichnet. Daß er mit den Schriften der jüdischen Philosophen genau vertraut ist, bedarf keiner Erwähnung. Dagegen kommt W. in ausführlicher Argumentation zu dem Schluß, daß ein positiver Beweis für die Bekanntschaft Crescas' mit al-Ġazzālīs *Tahāfut al-falāsifa* nicht geführt werden kann.

Ebenso wie die Vorgänger Crescas' spürt Wolfson auch seine Nachfolger auf; er zeigt die Parallelen zwischen Crescas und Giordano Bruno, legt dar, wie wenig ihn nur noch von Spinoza trennt, und liefert überhaupt reiches Material zu der schon von Guttmann gemachten Beobachtung, daß Crescas durch seine Kritik der aristotelischen Physik in vielem die moderne Methode der Naturbetrachtung vorweggenommen hat.

Es ist natürlich unmöglich, im Rahmen dieser Anzeige auch nur entfernt einen Begriff von dem reichen Inhalt des Buches zu geben; man bedenke, daß allein der Index der Aristoteleszitate 5 Seiten, der der Averroeszitate fast 2 Seiten ausmacht! Wo man das Buch aufschlägt, findet man reichste Belehrung, weit über den eigentlichen Gegenstand des Buches hinaus, doch ohne daß je das Thema aus den Augen verloren wird. Die Edition und Übersetzung ist mit aller nur wünschenswerten Exaktheit ausgeführt; wo der Leser anders schreiben würde, ist jedenfalls stets sicher, daß

1) Festschrift zum 70. Geburtstage Jakob Guttmanns (Leipzig 1915) S. 28—54.

der Verf. auf Grund genauer Überlegung und nicht leichtfertig seinen Text gefaßt hat. Das in den Anmerkungen verarbeitete Material setzt handschriftliche Studien von bewunderungswürdigem Umfang voraus; man darf nicht übersehen, daß auch hier Editionstätigkeit allergrößten Ausmaßes geleistet worden ist. Die Anlage des Buches ist von vorbildlicher Übersichtlichkeit, Druck und Ausstattung über jedes Lob erhaben. Die wenigen Bemerkungen, die Ref. sich notiert hat, können gegenüber der ungewöhnlichen Bedeutung der Leistung des Verfassers nichts verschlagen. Mit dem Dank an Wolfson verbindet sich der Wunsch, daß sein Werk für viele Untersuchungen aus dem Gebiet der arabisch-jüdischen Philosophie als Vorbild dienen möchte.

Semitistik, Islamistik.

Cantineau, J.: Inscriptions Palmyréniennes. Damas: 1930. (52 S.) 4°. = S.-A. aus: Revue d'Assyriologie, 1930, fasc. 1.

— **Fouilles à Palmyre.** Beyrouth: Imprimerie Catholique 1929. (15 S., 6 Taf.) 4°. = Mélanges de l'Institut Français de Damas (Section des Arabisants), I (1929).

— **Textes funéraires Palmyréniens.** S.-A. aus: „Revue Biblique", Octobre 1930. (32 S.) gr. 8°. Paris: J. Gabalda & Fils 1930.

— **Inventaire des Inscriptions de Palmyre,** Heft 1—6. Beyrouth: Imprimerie Catholique 1930—1931. In Komm.: Markert & Petters, Leipzig. (25, 39, 43, 19, 18 S.) 8°. = Publications du Musée National Syrien de Damas, Nr. 1. Angez. von Joseph Schacht, Königsberg.

Der Verfasser, Vertreter der Semitistik am Französischen Institut von Damaskus, hat durch die hier anzuzeigenden Veröffentlichungen die palmyrenische Epigraphik bedeutend gefördert. Die erste gibt die Inschriften wieder, die er auf drei Reisen nach Palmyra 1928 und 1929 als vermutlich unbekannt feststellen konnte; Es sind insgesamt 105 Inschriften (darunter allerdings auch kleine Fragmente) aller Art: Ehren-, Weih-, Grabinschriften und „Tesserae", die etwa 50 neue Worte für das Palmyrenische geliefert haben (in einem Index am Ende zusammengestellt). Der Text wird in hebräischen Typen geboten, dazu Übersetzung und Kommentar. Einige Inschriften bieten nach wie vor ungelöste Rätsel, auf die der Herausgeber aufmerksam macht.

Die zweite seiner Reisen im Februar 1929 war in erster Linie der Freilegung eines prächtigen, leider schlecht erhaltenen palmyrenischen Grabes in der vom Wege nach Homṣ durchlaufenen westlichen Nekropole gewidmet. Wie man aus einer zutageliegenden Inschrift wußte, ist es das Grab des A'ailamī und Zebīdā und ihrer Nachkommen, aus einer angesehenen Familie der Stadt. Die gründliche Ausgrabung hat zu der bekannten 13 neue Inschriften geliefert, die in den „Inscriptions Palmyréniennes" ediert sind, und den Bau und die Ausschmückung des Grabes erkennen lassen: es hatte von außen die Gestalt eines viereckigen Tempels mit vorgestelltem Säulenportikus und drei Türen; im Inneren befand sich ein überdachter Hof mit einem offenen Peristyl in der Mitte; zwischen Hof und äußerer Mauer waren die 27 loculi, jeder zu drei Plätzen, angeordnet. Dieser Grabtyp, für den nur noch ein anderes Beispiel bekannt ist, ist offenbar vom Wohnhause hergenommen und muß nunmehr den drei bisher für Palmyra angenommenen zur Seite gestellt werden. Im Inneren war das Grab mit einem in Palmyra ganz ungewohnten Reichtum von Reliefs und Skulpturen geschmückt und muß als „Ewige Wohnung" einer großen Priesterfamilie eines der schönsten gewesen sein.

Auf zwei weiteren Reisen nach Palmyra im Jahre 1930, während deren der Verfasser zeitweilig die Freilegung des Bêl-Tempels leitete, gelang ihm die Feststellung von 14 weiteren anscheinend unbekannten Grabinschriften, meist längeren Texten; sie werden in den „Textes Funéraires Palmyréniens" mit genauen Planskizzen, Übersetzung und Kommentar geboten; auch hier ist die Ausbeute an neuen Wörtern, Formen und Bedeutungen, die ein Index am Schlusse zusammenstellt, beachtenswert.

In dem „Inventaire des Inscriptions de Palmyre" will der Verfasser sämtliche in Palmyra vorhandenen Inschriften (nicht bloß die palmyrenischen, sondern auch die griechischen sowie die wenigen lateinischen und arabischen) kurz, bequem und allgemein zugänglich zusammenfassen. Seit der großen Sammlung von de Vogüé-Waddington sind die Inschriften von Palmyra in einer kaum übersehbaren Zahl von Einzelpublikationen veröffentlicht worden; Chabot's in seiner Art vorzüglicher Choix d'Inscriptions de Palmyre verfolgt ganz andere Ziele. Diesem hinderlichen Mangel will Cantineau's Inventaire abhelfen, das nicht bloß die veröffentlichten, sondern auch die bisher unbekannten, durch die neueren Arbeiten seit 1914, z. T. vom Verfasser selbst, festgestellten Inschriften enthalten soll. Neben dieser Zusammenfassung und Erweiterung unserer epigraphischen Kenntnisse verfolgt das Inventaire den Zweck der Konservierung der Inschriften durch ihre Katalogisierung und genaue Festlegung auf Planskizzen. Endlich ist es keine Ausgabe zweiter Hand, sondern alle Inschriften sind an Ort und Stelle studiert worden, so daß diese Ausgabe stets neben den früheren heranzuziehen sein wird. Tatsächlich ergeben sich ungeahnte Verbesserungen: ganze übersehene Zeilen werden an ihren Platz gesetzt, Rätsel gelöst, Zweifel beseitigt. Als eine Einzelheit unter vielen sei erwähnt, daß sich der römische Titel Odainath's „Restitutor Orientis" ganz ebenso auch im Palmyrenischen findet (Fasc. III, S. 25). Das Imventaire gibt zu jeder Inschrift Bibliographie, Text (in hebräischer Transkription), Übersetzung und einen auf das Nötigste beschränkten Kommentar, der aber auch Neues bringt. Die bisher erschienenen sechs Faszikel (I/II als Doppelheft) behandeln: I. Le Temple de Bᵉʿel Šemīn; II. Les Colonnes Honorifiques; III. La Grande Colonnade; IV. La Vallée des Tombeaux; V. La Colonnade Transversale; VI. Le Camp de Dioclétien; weitere Hefte sollen folgen, hoffentlich bald! Schon jetzt ist das Inventaire ein unentbehrliches Hilfsmittel zum Studium der Inschriften aus Palmyra, dessen Wert und Solidität durch die äußere Schlichtheit und den geringen Preis nur noch mehr hervorgehoben wird. Auch das Syrische Nationalmuseum in Damaskus verdient ein Wort des Dankes für die Drucklegung und zugleich des Glückwunsches zu der Eröffnung seiner Veröffentlichungen mit dieser trefflichen Arbeit.

Ad-Dānī, Abū ʿAmr ʿUṯman Ibn Saʿīd: Das Lehrbuch der sieben Koranlesungen hrsg. von Otto

Pretzl. Istanbul: Staatsdruckerei 1930. In Kommission bei F. A. Brockhaus, Leipzig. (XV, 228 S.) gr. 8°. = Bibliotheca Islamica, 2. RM 12—. Bespr. von Johann Fück, Dacca.

Das Kitāb at-Taisīr des im Jahre 444 h verstorbenen Dānī, welches Pretzl nunmehr in einer sorgsamen Ausgabe vorlegt, ist eins der ältesten erhaltenen Werke über die Koranlesarten, da von der reichen Literatur über diesen Gegenstand, die der Fihrist verzeichnet, fast nichts auf uns gekommen ist. Das Buch behandelt die Lesarten der sieben kanonischen „Leser", und zwar jede Lesung in doppelter Rezension. Die drei ersten Kapitel berichten über die Leser und ihre Gewährsmänner und geben die Zeugenketten, welche den Verfasser mit ihnen verbinden. Dann folgt im Anschluß an Sure 1 und den Anfang von Sure 2 die Darstellung der allgemeinen Unterschiede der sieben Lesungen, soweit sie durchgängig sind (Insertion, verkürzbares und unverkürzbares auslautendes ā, Hamza, Imāla usw.). Der zweite Teil bringt die Sonderlesarten zu den einzelnen Stellen in der Reihenfolge der einzelnen Suren.

Über die von ihm benutzten Handschriften gibt P. im Vorwort S. 10 Auskunft (dabei vermißt man einen Hinweis auf andere Handschriften des Werks; siehe E. I. s. v. Dānī). Es ist ihm entgangen, daß das Werk schon seit 1910 in einer sehr billigen indischen Lithographie vorliegt (Delhi, Mujtabai 1328 h), die, wenn auch nicht fehlerfrei, doch einige gute Lesarten enthält und außerdem häufig vollständigere Belege und Zitate gibt[1]. In der Rechtschreibung der Koranzitate folgt P. der offiziellen ägyptischen Koranausgabe von 1342 h (0), die nach seinem Zeugnis (Vorwort S. 10 Anm.) den Vorschriften entspricht, welche Dānī in seinem Kitāb al-Muqni' aufstellt. Dabei verwendet er Vokale und Lesezeichen äußerst sparsam (eine vollständige Vokalisierung der Lesarten, wie sie in der Lithographie vorliegt, hätte wohl die Ausgabe zu sehr verteuert). Beruhen die Lesarten auf einer Verschiedenheit der diakritischen Punkte, so gibt er das Konsonantengerippe ohne diese. Übrigens hat der Anschluß an 0 den Herausgeber namentlich in der Setzung des Hamza gelegentlich irregeführt. So verlangen die Lesarten an den folgenden Stellen gegen 0 ein Hamza: 3,37.73; 7,43; 19,3; 27,44; 49,14; 56,66; 98,6.7; während in den folgenden Fällen das Hamza zu streichen ist: 4,32; 11,81. In 27,22 ist لَ zu lesen; in 23, 20 (lies سَيْنَاءَ) liegt wohl ein Druckfehler vor. Auch das Dehnungsalif hat P. manchmal irrig aus 0 übernommen, z. B. in 2,164; 5,13 und 6,51. Durch ein eingehendes Inhaltsverzeichnis und die allen Koranstellen beigegebene kufische Verszählung hat der Herausgeber die Benutzung des Werks wesentlich erleichtert. Hoffentlich ist ihm vergönnt, auch Dānī's Kitāb al-Muqni' möglichst bald in einer ebenso sorgfältigen Ausgabe vorzulegen.

Redaktions-Zusatz: Wie der Herausgeber uns mitteilt, hat der Schech aḍ-Ḍabbāġ im Auftrage des Maǰǰaḥat al-Maqāri' in Kairo ein Druckfehlerverzeichnis zu seiner Ausgabe drucken lassen, das wertvolle Verbesserungen enthält und, soweit tunlich, durch den Verlag erhältlich sein wird. Ein Stellen- und Sachregister zu *Taisīr* und *Muqni'* soll der Muqni'-Ausgabe angefügt werden.

1) Ich hoffe, die Varianten und Zusätze dieser Lithographie, soweit sie von Wert sind, an anderer Stelle vorlegen zu können.

Dimand, M. S.: A Handbook of Mohammedan decorative Arts. New York: The Metropolitan Museum of Art 1930. (XXXII, 287 S.) 8°. $ 2—; geb. $ 2.50. Bespr. von Friedrich Sarre, Berlin.

Das Buch bietet mehr als der Titel vermuten läßt. Auf 287 Seiten wird in diesem mit 4 farbigen Tafeln und 169 Abbildungen versehenen „Handbuch" das gesamte islamische Kunstschaffen, mit Ausnahme der Baukunst, behandelt. Die Überschriften der 13 Kapitel lauten: Historische Einführung, Ornament, Miniaturmalerei, Kalligraphie, Bucheinbände, Skulptur in Stein und Stuck, Holzarbeiten, Elfenbein und Intarsien, Metall, Keramik, Glas und Kristall (von Joseph Breck bearbeitet), Textilien und Teppiche[1]. Eine Bibliographie und Zeittafeln rahmen diesen Stoff ein.

Der als Forscher auf den verschiedensten Gebieten der islamischen Kunst rühmlich bekannte Verfasser klammert sich nicht an das New Yorker Museum, dessen islamischen Kunstbesitz er als Associate Curator schon seit langer Zeit betreut; er geht sorgfältig auf den gegenwärtigen Stand der Forschung ein und nimmt zu den Problemen und aktuellen Streitfragen Stellung. So sucht er die Entstehung der Lüsterkeramik ebenso wie der Berichterstatter in Mesopotamien und nicht in Ägypten und Persien.

Das vorzügliche Material des Metropolitan Museums, dem sämtliche Illustrationen entnommen sind, umfaßt eine größere Anzahl von wertvollen Vermächtnissen, so, um die wichtigsten zu nennen, die Gläser und Bronzen von Edward C. Moore, die Smith Cochran Collection von persischen Handschriften und Miniaturen, die hervorragenden Teppiche von Altman, Fletcher und Morgan, die Keramik von Everit Macy. Diese Schenkungen und bedeutende Ankäufe der letzten Jahre, unter denen der prachtvolle große persische oder wahrscheinlich in der Türkei hergestellte Sammetteppich aus dem Besitze des sächsischen Königshauses mit die erste Stelle einnimmt, haben die imposante New Yorker Sammlung in glücklicher Weise vermehrt und ihr einen den islamischen Abteilungen von Berlin, London und Paris ebenbürtigen Platz gesichert. Die Ergebnisse der Ausgrabung, die das Metropolitan Museum gemeinsam mit dem Berliner Museum während des letzten Winters in Ktesiphon unternommen hat, sollen — soweit sie nach New York kommen — in einer parthisch-sasanidischen Abteilung Aufstellung finden, die erst im Werden begriffen ist und der islamischen angegliedert werden soll. So kann bald eine Neuauflage dieses schönen Handbuches erfolgen, das jedem, der sich mit islamischer Kunst beschäftigt, willkommen und von Nutzen

1) Die „sogen. Damaskus-Teppiche" sollte man aber endlich nach ihrer wirklichen Herkunft als „ägyptische" bezeichnen.

sein wird; auch in der Gruppierung des Stoffes und in der technischen Herstellung und Ausstattung darf das Buch mustergiltig und vorbildlich genannt werden.

Kaukasus, Turkologie, Iran.

Daridan, J., et S. Stelling-Michaud: La peinture séfévide d'Ispahan: Le palais d'Ala Qapy. Préface de M. R. Grousset. Paris: Les Beaux-Arts u. G. van Oest 1930. (24 S., 21 Taf., mehr. Abb. im Text.) 4°. RM 4.25. Bespr. von E. Kühnel, Berlin.

Die kleine Studie ist zu begrüßen als erster Versuch, aus den an verschiedenen Stellen spärlich erhaltenen Wandmalereien der Safawidenzeit wenigstens eine geschlossene Gruppe einmal weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Die Künstler, die die dekorativen Fresken in den Räumen des berühmten Ala Qapy in Isfahan um 1600 ausführten, sind unbekannt; sicher ist nur, daß die figürlichen Motive mit der Werkstatt des Rizâ ʿAbbâsi in Verbindung gebracht werden müssen. Die viel wichtigeren, rein ornamentalen Muster deuten auf enge Beziehungen zum Fayencemosaik hin, das in Tebriz und Ardebil seine prunkvollste Gestaltung erfuhr; die beabsichtigte Wirkung ist ganz zweifellos die eines Ersatzes für den mühsameren keramischen Belag. Die Verf. haben diesem Umstand nicht Rechnung getragen und in ihrer kurzen Abhandlung auch sonst noch manches übersehen, was für die hier aufgeworfenen Probleme von Belang wäre. Bei der Definition der Ornamente betonen sie das Vorkommen des chinesischen Wolkenbandes, verstehen darunter aber, wie man zu seiner Überraschung bemerkt, Wellenranken verschiedener Art. Über Rankenmotiv, Weinblatt- und Arabeskenbildungen haben sie ebenfalls sehr verworrene Vorstellungen. Ganz irrig ist ihre Behauptung, daß im Gegensatz zu dem angeblich unzusammenhängenden gleichzeitigen Teppichstil die Malereimuster straffer organisiert und in klare Systeme gebunden erscheinen, die auf europäische Einflüsse zurückzuführen seien. Sie sind in Wirklichkeit streng islamisch und vermutlich von denselben persischen Illuminatoren entworfen, denen wir die Zeichnung der klassischen Teppichgattungen verdanken. Nur bei einigen der figürlichen Darstellungen werden mit Recht abendländische Eindrücke festgestellt. — Die Abbildungen lassen an Schärfe zu wünschen übrig; sie hätten statt in Autotypie lieber in Lichtdruck gebracht werden sollen.

Preller, Hugo: Salisbury und die türkische Frage im Jahre 1895. Eine Einzeluntersuchung zur Geschichte der deutsch-englischen Beziehungen der Vorkriegszeit. Stuttgart: W. Kohlhammer 1930. (IV, 114 S.) gr. 8°. = Beiträge zur Geschichte der nachbismarckischen Zeit und des Weltkriegs, unter Mitw. von H. Hallmann hrsg. von F. Kern, Heft 9. RM 5.20. Bespr. von G. Ritter, Freiburg i. Br.

Die Schrift gehört in den Zusammenhang einer erregten Diskussion über angebliche deutsch-englische Bündnismöglichkeiten um die Jahrhundertwende, die sich seit dem Erscheinen der Memoiren des Barons von Eckardstein (1919) unter den deutschen Historikern erhoben hat. Eckardstein behauptete bekanntlich, das konservative Kabinett Salisbury habe 1898 und noch einmal 1901 der deutschen Regierung ein Bündnis angeboten, das diese, geführt von dem ewig mißtrauischen Baron Holstein, unbegreiflicherweise verschmäht habe. Diese „Enthüllung" hat zunächst großen Eindruck gemacht und schien durch das deutsche Aktenwerk zur Vorgeschichte des Weltkrieges wenigstens teilweise bestätigt, teilweise freilich als groteske Übertreibung entlarvt zu werden. Klarheit hat erst die Veröffentlichung der „Amtlichen britischen Dokumente über den Ursprung des Weltkrieges 1898—1914" gebracht (Band I—II 1928). Sie beweisen unzweideutig, daß Salisbury, der entscheidende Mann auf der englischen Seite, niemals ein deutsches Bündnis gewollt hat und daß ernsthafte Möglichkeiten zu seiner Verwirklichung überhaupt nicht bestanden haben[1]. Kurz vor ihrem Erscheinen hatte Friedrich Meinecke noch einmal die von den Kritikern Holsteins und Bülows vielfach variierten Vorwürfe wegen übermäßigen Mißtrauens gegen England zusammengefaßt, erneuert und vertieft in seiner Schrift „Geschichte des deutsch-englischen Bündnisproblems 1890—1901" (1927). Ein besonderes Kapitel dieses Buches bilden die Verhandlungen, die Salisbury 1895 mit dem deutschen Botschafter Grafen Hatzfeldt und mit Wilhelm II. über die Frage einer künftigen Aufteilung der Türkei geführt hat. Der Widerlegung dieses Kapitels durch erneute sorgsame Überprüfung der Quellen ist unsere Monographie gewidmet. Es soll gezeigt werden, daß von einem Versuch Salisburys, durch Verständigung mit Deutschland über eine künftige Aufteilung der Türkei ein freundschaftliches Verhältnis zwischen den beiden Staaten zu begründen, gewissermaßen für England Anschluß an den Dreibund zu gewinnen, keine Rede sein kann; daraus ergibt sich — als Nebenfrucht — eine Rechtfertigung der Politik Holsteins 1895: er habe zwar Salisburys letzte Absichten (wahrscheinlich) verkannt, aber die Gefährlichkeit der von ihm vertretenen, von Rosebery ein-

1) Vgl. Gerhard Ritter, Die Legende von der verschmähten englischen Freundschaft 1898—1901. Freiburg 1929. Seitdem durch neuere Untersuchungen im wesentlichen bestätigt.

geleiteten Türkenpolitik für den europäischen Frieden richtig eingeschätzt und dementsprechend gehandelt.

Den Leser dieser Zeitschrift wird vor allem interessieren, was die Arbeit an neuen Erkenntnissen zur Geschichte des orientalischen Problems, des Machtverfalls der Türkei bietet. Pr. versucht den Nachweis, daß Salisbury 1895 überhaupt keinen eigentlichen „Plan" zur Aufteilung der Türkei besessen, noch viel weniger diese herbeizuführen gewünscht habe; vielmehr sei er genötigt gewesen, die von seinem liberalen Vorgänger Lord Rosebery einmal eingeleitete verfehlte Türkenpolitik auf möglichst gute Art zu Ende zu bringen, um sich vor der liberalen Opposition zu decken. Daraus lasse sich sein scheinbar widerspruchsvolles Verhalten im ganzen einheitlich erklären. Den Ausgangspunkt bildet die Unterstützung der nationalistischen Bestrebungen der Armenier durch den englischen Liberalismus seit 1890; sie führt seit 1894 zu armenischen Aufständen und den bekannten brutalen Gegenmaßnahmen der türkischen Behörden. Etwas einseitig (wie mir scheint) macht P. die innerpolitischen Geltungsbedürfnisse der englischen liberalen Partei für diese Dinge verantwortlich; die christlich-humanitären Gesichtspunkte der Liberalen sieht er als bloße Verbrämung an. Indem nun Rosebery, dem Drängen seiner Partei nachgebend, Abdul Hamid in den Arm fällt, verstrickt er England in eine höchst gefährliche internationale Aktion, an der Rußland sich nur mit der Absicht beteiligt, den Hemmschuh zu spielen. Gewisse Indizien legen die Vermutung nahe, daß 1895 in der unmittelbaren Umgebung Königin Viktorias ernsthaft gemeinte Pläne zu einer endgültigen Bereinigung des orientalischen Problems durch förmliche Aufteilung der Türkei aufgetaucht sind. Ob dadurch mitveranlaßt oder nicht: jedenfalls sieht sich Salisbury, im Juni 1895 ans Ruder gekommen, genötigt, zunächst die Interventionspolitik seines Vorgängers fortzusetzen, jedoch von vornherein entschlossen, gefährlichen Konflikten auszuweichen. In merkwürdig unsicheren Tastversuchen bei den verschiedenen Mächtegruppen (und so auch bei Deutschland) stellt er fest, daß eine „Aufteilung" der Türkei ohne Herbeiführung eines europäischen Krieges praktisch unmöglich sein würde, läßt deshalb (spätestens seit Anfang September) den Gedanken gänzlich fallen, benutzt ihn aber noch in gewissen öffentlichen Erklärungen zur Einschüchterung des Sultans, da er der liberalen Opposition irgendwelche sichtbaren „Erfolge" in der Armenierfrage vorweisen muß. Von Deutschland bereitwillig, von Rußland zögernd sekundiert, erreicht er endlich das bekannte „Reformedikt" Abdul Hamids vom 20. Oktober. Damit ist wenigstens ein Scheinerfolg erreicht, und seitdem läßt sich Salisbury zu keinem ernsthaften Eingreifen mehr bringen, auch nicht durch die grausigen Armeniermassakers, die der türkische Despot nunmehr heimlich veranlaßt, um die erzwungene „Reform" auf primitive Weise zu sabotieren. Alles weitere sind Versuche Englands, die Österreicher oder Italiener in die vorderste diplomatische Kampffront gegen Rußlands Absichten auf Konstantinopel vorzuschieben — Versuche, denen man von Berlin aus durch wiederholte Warnungen entgegenwirkt.

Eine Kritik dieser Darstellung wäre nicht ohne sehr eingehende Erörterung von Einzelheiten möglich. Ihre Schwäche (die der Verf. aber selbst offen einräumt) ist die Dürftigkeit und Einseitigkeit des zugrunde liegenden Quellenmaterials. Es sind außer den durch Blaubücher u. a. publizistische Literatur schon früher bekannt gewordenen diplomatischen Akten ausländischer Herkunft im wesentlichen nur die von Thimme veröffentlichten Materialien des Berliner Auswärtigen Amts. Da die englischen, russischen und französischen Aktenwerke zur Vorgeschichte des Weltkrieges nicht so weit zurückreichen und von den türkischen Quellen dem deutschen Historiker bis jetzt so gut wie nichts bekannt geworden ist, war dieser Mangel einstweilen unvermeidlich. Ergänzende englische Materialien dürfen wir wohl von dem Fortschreiten der Cecilschen Salisbury-Biographie und anderen 'life and letters'-Publikationen erwarten; wichtiger noch wären russische und türkische Quellen. Das vorhandene Material ist, soviel ich sehe, von P., den man ja als erfahrenen Kenner ansprechen darf, vollständig und sorgsam ausgeschöpft. Seine Ergebnisse sind noch keineswegs gesichert; aber das Wesentliche davon scheint mir wenigstens einleuchtend gemacht.

Wortham, H. E.: Mustapha Kemal of Turkey. London: The Holme Press 1930. (XII, 216 S., 1 Abb., 2 Skizzen.) kl. 8°. = Makers of the modern Age, ed. by O. Burdett. 5 sh. Bespr. von G. Jäschke, Berlin-Friedenau.

In der Reihe „Makers of the Modern Age" gibt Osbert Burdett Biographien heraus, die ohne propagandistische Absicht das breite Publikum mit dem Leben der für das Verständnis der Gegenwart wichtigsten Persönlichkeiten bekannt machen sollen. Diese Reihe beginnt mit Lenin und Muṣṭafā Kemāl. Der Verf., früher Geschichtslehrer am Victoria College in Alexandrien und dann Herausgeber der „Egyptian Gazette", hat die Türkei nur flüchtig bereist. Für seine Arbeit hat er eine Auswahl vor allem englischer Literatur benutzt, ohne selbst tiefer in türkische Probleme einzudringen. Trotz zahlreicher Irrtümer und Mißverständnisse, denen er zum Opfer gefallen ist, hat er auf Grund einer gewissen journalistischen Begabung die Grundlinien der Entwicklung ziemlich richtig erkannt. „Mustapha Kemal's two axioms have been a homogeneous Turkey and a Turkey freed from foreign control" (S. 199). „The symbolical Mustapha Kemal . . . stands to-day as an inspiration for the whole of hither Asia" (S. 206). Seine Achillesferse aber sei die Finanzfrage; denn „one cannot live a western life amidst eastern squalor" (S. 204).

Südasien.

Grousset, René: Les Civilisations de l'Orient. Tome II: L'Inde. Paris: G. Crès et Cie. 1930. (VI, 370 S., 246 Abb.) gr. 8°. Bespr. von Julius von Negelein, Erlangen.

Das Buch hält, wie schon die Introduction ankündigt, nicht völlig das, was der Titel verspricht. Nicht um eine Darstellung der gesamten Zivilisation, sondern der Kunst der Völker Asiens handelt es sich in der Serie, deren

zweiter Band hier vor uns liegt. Er ist „der indischen Welt, d. h. sowohl dem indischen wie auch dem muslimischen und dem auswärtigen Indien gewidmet — Kaschgar und Tibet nicht eingeschlossen, die, samt China, im dritten Teil der Sammlung behandelt werden sollen". Der Verfasser hat vor kurzem die Neubearbeitung seiner Histoire de la philosophie orientale und seiner Histoire de l'Extrême-Orient, ein zweibändiges Werk, erscheinen lassen, zeigt also eine außerordentliche Vielseitigkeit, die, wie schon hier bemerkt sei, seiner Gründlichkeit keinen Eintrag getan hat.

Das vorliegende Werk gliedert sich in drei Hauptkapitel, von denen das erste das durch die Funde von Harappa im Panjab und von Mohenjo-Daro im Sind-Gebiet aufgewühlte Problem eines urzeitlichen Zusammenhangs mit der Welt der Chaldaeer und dem neolithischen Mesopotamien wenigstens betont, um sodann über die vedische Poesie zu sprechen, die auf das Ende des 2. vorchristl. Jahrtausends verlegt wird. Hier werden uns aus Übersetzungen bekannter französischer Vedaforscher einige Stellen aus Rigvedahymnen mitgeteilt, ohne daß es angesichts der Raumbeschränkung möglich wäre, ein vollständigeres Bild jener Poesie zu geben. Die vedischen Prosatexte finden in einigen Seiten Erwähnung; sodann wird das Leben und die Legende von dem Buddha behandelt. Man fühlt deutlich, daß der Verf. erst hier auf ein ihm zusagendes Gebiet gerät. Die nordbuddhistischen Quellen, die er fast ausschließlich benutzt, geben ihm Gelegenheit zu feinsinnigen und geistreichen Äußerungen, die von Intuition und Sachkenntnis zeugen, so z. B. wenn er durch das Truggewebe der flachen Mystik, die dort die Stelle der Geschichte vertritt, die hohe Menschlichkeit der Person des Religionsstifters durchschimmern sieht: „Tantôt on nous narre les aventures fabuleuses d'un prince charmant, d'un être plus qu'à demi divin, héros du plus merveilleux des contes indiens. Tantôt nous entendons la parole douce, grave, infiniment humaine d'un sage tout proche de nous." Ich erwähne diese Stelle zugleich als Stilprobe. Der Verf. ist für seine Sache begeistert und mit Ausdrücken höchsten Lobes nicht sparsam. Seiner Veranlagung nach ist er durchaus Kunsthistoriker, als solcher kenntnisreich und vielseitig, tief in das Seelenleben der indischen Kunst eingedrungen, deren gesunden Naturalismus er immer wieder preist und den, versinnbildlicht mit Hilfe einer ausgebildeten Technik, er in den Werken der Frühzeit wiederfindet. Oft zieht er Parallelen zwischen Hellas und Indien, vergleicht die indische mit der occidentalen Baukunst und deckt im Orient Anklänge an unsere Gotik und Barock auf. Die vorhandene Literatur ist gewissenhaft benutzt, das Urteil zurückhaltend aber nicht unsicher. Verdienstlich ist der Hinweis darauf, daß der Grundzug der indischen Seele, jenes Zusammenleben mit den tierischen, ja pflanzlichen Erscheinungen der Natur, auch das Verständnis für die Malerei erschließt, die nie die Natur um ihrer selbst willen, sondern um des Menschen willen, diesen allerdings als den mit und in ihr Lebenden, Liebenden, Genießenden gibt. Schade ist es, daß die große Zahl der Reproduktionen antiker und moderner Kunstwerke uns zu dem Lobe nicht hinreißen kann, das der Verf. den Originalen spendet — sie sind zu klein und unklar dazu. Der Text gibt vieles, was zur Erklärung der Bilder nicht erforderlich ist und verschweigt manche wesentliche Einzelheit, zeigt aber den geschulten Blick des Kunstkenners, wenn er z. B. darauf hinweist, wie die Kleider der heiligen Personen im Laufe der Jahrhunderte immer mehr „erweicht", vergeistigt werden, zu Wellen, zu Schleiern zerfließen und schließlich, wie von selbst, verschwinden. Trefflich sind auch die Bemerkungen über die bildlichen Wiedergaben des indischen Frauenkörpers, den der Verf. immer wieder „keusch", wenngleich sehr üppig nennt. Tatsächlich fehlt diesen Darstellungen stets das Aufpeitschende der oft das Gemeine betonenden okzidentalen Darstellungsform, selbst dann, wenn es sich um Bilder von Verführerinnen (Töchtern des Māra) handelt. Hier sei der vortrefflichen Stelle gedacht, die auch dazu dienen mag, die Zeit- und Raumbedingtheit der altgriechischen Kunst im Sinne des Verf. zu lehren: „Ces yakshinī (es handelt sich um die Feenwelt Indiens; die Fee wird in der Kunst auch als Trägerin von Gebäudeteilen dargestellt) correspondent un peu aux caryatides grecques. Mais les caryatides restaient des colonnes humaines immobilisées dans leur rôle architectural. La fée de Sāñchī s'élance librement hors de la construction. Elle s'accoude et s'adosse, dans un encorbellement de feuillage, au manquier qui grimpe à l'extrémité du linteau; ou bien, se suspendant des deux bras, liane vivante, aux branches de l'arbre, elle penche et semble balancer dans le vide, en une courbe d'une grâce infinie, les „cruches d'or" de son riche buste, toute la fleur de chair de son jeune corps" (S. 96).

Es ist uns versagt, dem höchst anregenden Werk mit gleicher Ausführlichkeit bis zum Schlusse zu folgen. Wir lernen die brahmanische (hinduïstische), die javanische und indochinesische (siamesische), endlich, im dritten Hauptteil, die indisch-muslimische, turco-afganische Kunst sowie die der Spätzeit (Delhi) und der Râjputāna kennen. In sprachlichen Fragen ist der Verfasser nicht sicher, vermeidet aber verwirrende Irrtümer. Als vortrefflich und kunstgeschichtlich (ästhetisch) bedeutsam hebe ich seine Auseinandersetzungen über musikalische Bildkunst und bildnerische Musik (S. 368) hervor.

Stcherbatsky, Th., Ph. D.: **Buddhist Logic.** Vol. II: containing a Translation of the short Treatise of Logic by Dharmakīrti, and of its Commentary by Dharmottara, with Notes, Appendices and Indices. Leningrad: Publishing Office of the Academy of Sciences of the USSR 1930. (VII, 468 S.) gr. 8°. = Bibliotheca Buddhica, XXVI. RM 10 —. Bespr. von W. Ruben, Frankfurt a. M.

Der II. Band der Buddhist Logic von Stcherbatsky liegt jetzt vor und läßt uns ahnen, was wir von Stch. noch zu erwarten haben. Das Werk ist die Zusammenfassung einer mehr als 25jährigen Arbeit eines Mannes, der aus dem riesigen Gebiet der indischen Philologie mit bewußter Konzentration und stärkster persönlicher Anteilnahme nur ein einziges Thema herausgegriffen hat, die Erkenntnislehre einer spätbuddhistischen Schule, die allerdings zu dem Eigenartigsten gehört, was Indien hervorgebracht hat, und deren „Geburt, Wachsen und Verfall parallel mit Geburt, Wachsen und Verfall der indischen Kultur" überhaupt verläuft (Preface).

Dieser II. Band enthält die englische Übersetzung von Dharmakīrtis Nyāyabindu, den Stch. bereits 1903 ins Russische übersetzt hatte. Allein, daß die 95 Seiten des Originals zu 253 Seiten der Übersetzung und Anmerkungen geworden sind, zu denen noch 190 Seiten Appendices hinzukommen, zeigt, welche Arbeit in diesem Werk steckt, das durchweg in konzentriertem Stil gehalten und mit großer Gelehrsamkeit, umfassender Kenntnis der Quellen und lebhaftem philosophischem Streben verfaßt ist.

Während die Anmerkungen meist der inhaltlichen Deutung des Textes gewidmet sind, soll der I. Band eine historische und systematische Darstellung des ganzen Gebäudes dieser abschließenden Erscheinungsform der buddhistischen Philosophie geben, und da in den Anmerkungen außer den indischen auch westliche Philosophen von Aristoteles bis Watson zitiert werden, darunter viel Kant, aber Hegel gar nicht, und da in den Appendices, die als rechtfertigendes Material des I. Bandes gemeint sind, Übersetzungen von Vasubandhu bis Udayana gegeben sind, kann man sich von ihm jetzt schon ein wenigstens äußerliches Bild machen. Es ist ja notwendig, daß der kurze Abriß der formalen Logik des Dharmakīrti für die Stch. wesentlich interessierenden erkenntniskritischen Probleme durch andere Quellen weitgehend ergänzt werden muß, wenn auch Stch. schon in seiner sehr freien Übersetzung, die in bewußtem „gewaltigem" Abstand vom Wortlaut des Originals seinen philosophischen Sinn in unserer westlichen Denkform bietet (Preface), in Klammern vieles hinzufügt, was der „idealistischen" Haltung Dharmakīrtis eher gerecht werden soll als der meist direkt realistische Ton, in dem die logischen Probleme notwendig abgehandelt werden (z. B. S. 40, 15; 41, 1; 42, 17).

Eine kritische Würdigung wird — das ist auch Stch.s Meinung — erst nach Erscheinen des I. Bandes möglich sein. Aber weil die Benutzung auch dieses II. Bandes schon sehr lohnend ist, sei schon jetzt auf ihn hingewiesen.

Pant, D.: The Commercial Policy of the Moguls. Foreword by the Rt. Hon. Lord Meston. Bombay: Taraporevala 1930. (X, 281 S.) gr. 8°. Rs. 6 —. Bespr. von W. Björkman, Berlin-Charlottenburg.

P. beurteilt als moderner Nationalökonom die Handelspolitik der Moguls streng und möchte nicht einmal Akbar, dessen Zeit als der Höhepunkt am ausführlichsten geschildert ist, eine eigentliche großzügige Wirtschaftspolitik auf weite Sicht zuerkennen. Erst recht nicht seinen Nachfolgern, die es nur den soliden Grundlagen Akbars zu danken hatten, daß es ihnen äußerlich so gut ging, am allerwenigsten Aurangzeb, der aus den islamisch-religiösen Bedenken gegen das Zinsnehmen war, der durch einseitigen Steuerdruck die Hindus zum Übertritt zum Islam zu treiben suchte und gerade durch seinen religiösen Übereifer dem indischen Handel den Todesstoß versetzt haben soll. Als guter Patriot hebt P. gerade die Fehler der Moguls hervor, um seine Landsleute vor ihnen zu warnen. Bei etwas mehr historischer Einstellung hätte er aber doch wohl auch die Lichtseiten jener Jahrhunderte, die Indien gerade im Vergleich mit anderen islamischen Gebieten aufwies, im ganzen etwas mehr anerkannt und gebührend hervorgehoben. Natürlich bleibt auch die britische Handelspolitik in Indien nicht ohne Widerspruch, doch schlägt P. bei der Kritik nicht über die Stränge und zeigt Verständnis für die Vorzüge. Spezialfragen, wie z. B. die Entwicklung der Seidenindustrie oder etwa die Kopfsteuerpolitik der Moguls, sind hier nicht behandelt, würden aber sicher eine Bearbeitung lohnen. Die Quellen, die gerade für Indien besonders reich sind, werden meist im Wortlaut angeführt, manchmal wäre ein Wort über ihre Tendenz angebracht gewesen, wo diese nicht offen zutage liegt. Trotz unserer Einwände begrüßen wir das Buch als Ganzes und möchten wünschen, daß einmal auch andere Länder des Islam in wirtschaftsgeschichtlicher Hinsicht so genau erforscht sein mögen wie Indien.

Ostasien.

Franke, O.: Geschichte des chinesischen Reiches. Eine Darstellung seiner Entstehung, seines Wesens und seiner Entwicklung bis zur neuesten Zeit. I. Band: Das Altertum und das Werden des konfuzianischen Staates. Berlin: Walter de Gruyter & Co. 1930. (XXVI, 431 S.) 4°. RM 28 —; geb. 30 —. Bespr. von Fr. Jäger, Hamburg.

Obwohl der Verf. dieser auf drei Bände berechneten Geschichte des chinesischen Reiches am Schluß der Einleitung seine Kritiker bittet, mit ihrem endgültigen Urteil zu warten, bis das ganze Werk vorliege, weil vieles von dem, was im ersten Bande gesagt sei, seine Nachweise erst im dritten finden werde, macht die Bedeutung des Themas sowohl wie die Art und Weise seiner Ausführung schon jetzt eine eingehendere Anzeige notwendig. Der vorliegende Band stellt die Ereignisse bereits bis zum Ende der späteren Han-Dynastie dar, umfaßt also einen genügend großen Teil des Gesamtverlaufs der chinesischen Geschichte, um ein begründetes Urteil darüber zu ermöglichen, inwieweit der Verfasser im Begriff ist, das von ihm erstrebte Ziel einer *„wissenschaftlich-kritischen und dabei lesbaren Geschichte Chinas"* zu erreichen.

Eduard Zeller, der große Historiker des griechischen Denkens, weist der Geschichtsschreibung eine doppelte Aufgabe zu: *„Sie soll das Geschehene berichten, und sie soll es erklären, indem sie seinen Ursachen nachgeht und durch die Erkenntnis derselben das Einzelne in einen umfassenderen Zusammenhang einreiht."* Man sollte annehmen, daß die erste Forderung, die einfache Schilderung des Geschehenen, sich für jedes Geschichtswerk von selbst versteht, und doch wird von seiten der Historiker nicht selten dagegen verstoßen. Das gilt z. B. von

Conradys bekanntem Beitrag zu Ullsteins Weltgeschichte, der sehr ungleich ausgefallen ist. Während nicht weniger als 40 Seiten darauf verwendet werden, die Urzeit Chinas durch Heranziehung der vergleichenden Völkerkunde aufzuhellen (eine Leistung, die nicht verkleinert werden soll), bleiben für den 2100 Jahre umspannenden Zeitraum des Mittelalters und der Neuzeit ganze 20 Seiten übrig, die knapp für einen geistreichen Essay ausreichen. Auf der anderen Seite beschränken sich die bisherigen Darstellungen der chinesischen Geschichte zu einseitig auf die bloße Schilderung des Geschehenen: sie betrachten Geschichte im wesentlichen als ein „*Aggregat von Tatsachen*" (Ranke) und nähern sich damit der annalistischen Methode der Chinesen. Der abendländische Historiker wird aber, wenn er seine Aufgabe richtig versteht, nicht nur das wirklich Geschehene berichten, sondern auch dessen ursächlichen Zusammenhang ergründen und „*das zerstreut Gesammelte in sich zu einem Ganzen verarbeiten*" (W. von Humboldt). Was bisher an kürzeren oder längeren Gesamtdarstellungen der chinesischen Geschichte vorliegt, ist gewöhnlich so entstanden, daß ihre Verfasser den entsprechenden Tatsachenstoff aus allen möglichen europäischen Büchern zusammentrugen, wobei sie bestenfalls auf de Maillas bändereiches Übersetzungswerk *Histoire générale de la Chine* (1777—85) zurückgingen[1]. Statt einer kritischen Herausarbeitung der großen Zusammenhänge erhalten wir in der Regel eine mehr oder weniger gleichmäßige Aufzählung von äußeren Begebenheiten, die auf den Leser ermüdend wirken muß. Auch die beiden neuesten Darstellungen der chinesischen Gesamtgeschichte (A. Rosthorn, *Geschichte Chinas* 1923 und F. E. A. Krause, *Geschichte Ostasiens* 1925) erfüllen — von älteren Werken (wie Gützlaff, Boulger, Cordier) ganz abgesehen — kaum die Erwartungen, die man in dieser Hinsicht an ein modernes Geschichtswerk stellt. Eine dem heutigen Stand der Wissenschaft entsprechende Geschichte Chinas wird dem Leser in erster Linie einen Begriff von dem „*Werdegange des chinesischen Staatsorganismus und des ihn bestimmenden geistigen Lebens der Nation*" zu vermitteln haben. Auf welche Weise versucht nun Franke in seiner groß angelegten *Geschichte des chinesischen Reiches* dieser Aufgabe gerecht zu werden?

Im Mittelpunkt der gesamten Historik steht als schwierigstes Problem das der geschichtlichen Auswahl: welche Tatsachen sind aus der gewaltigen Stoffmenge der Vergangenheit für die Darstellung herauszugreifen? Wenn unter allen Orientalisten nur der Sinologe die Möglichkeit hat, die „*niemals unterbrochene organische Einheit*" eines mehr als dreitausendjährigen Geschichtsverlaufs bis zur Gegenwart zu verfolgen, so stellt andererseits der Umfang des zu behandelnden Zeitraums wie der zu verarbeitenden einheimischen Literatur eine schwere Belastung für den Historiker dar. Franke schlägt zur Bewältigung des ungeheuren Tatsachenmaterials einen neuen Weg ein, indem er „*die bestimmende Idee aufsucht, die in der Entwicklung der chinesischen Geschichte wirksam ist*", und zwar findet er diese Idee im Staat verkörpert. Der altchinesische Staat läßt sich keineswegs mit unseren modernen National- und Rechtsstaaten vergleichen, sondern ist seinem Wesen nach ein theokratischer Universalstaat, der als Teil der göttlichen Weltordnung aufgefaßt wird; kraft göttlichen Mandats beansprucht hier der Kaiser die Herrschaft über Erde und Menschheit. Das Entstehen dieses Staates aus gewissen kosmisch-astrologischen Anschauungen des hohen Altertums, seine allmähliche Eroberung und Formung durch das konfuzianische System und schließlich die Erstarrung dieses Systems sowie der dadurch bedingte Zusammenbruch des Universalstaates: das bildet den Gegenstand des Gesamtwerkes.

Für die Gliederung des geschichtlichen Stoffes übernimmt Franke die herkömmliche Dreiteilung in Altertum, Mittelalter und Neuzeit, gibt dieser aber dadurch einen tieferen Sinn, daß er sie auf gewisse „Wandlungsperioden des geistigen und politischen Lebens" bezieht, die durch das Aufkommen und Wirken des konfuzianischen Systems bestimmt werden. Danach wird die chinesische Geschichte eingeteilt in „die vorkonfuzianische Zeit (nicht auf die Persönlichkeit des Konfuzius, sondern auf den Konfuzianismus als wirkendes System bezogen), d. h. das Altertum bis zur Neubildung des Staates durch die Ts'in und seine beginnende Konfuzianisierung unter den Han, die konfuzianische Zeit, d. h. das Mittelalter bis zum Zusammenbruch des konfuzianischen Systems und Staates am Ende des 19. Jahrhunderts, und die nachkonfuzianische Zeit, d. h. die Neuzeit", die aber nur bis zum Umsturz von 1911/12 dargestellt werden soll. Wenn der vorliegende erste Band mit dem Ende der späteren Han-Dynastie abschließt, so ist diese Anordnung, wie der Verfasser betont, lediglich durch die technischen Notwendigkeiten der Stoffverteilung bestimmt, nicht durch den Geschichtsverlauf selbst, der einen starken Einschnitt am Ende der Tschou-Zeit erfordert. Der eigentlichen Geschichtsdarstellung gehen zwei einleitende Kapitel über „das Land" (S. 1—31) und „das Volk" (S. 32 — 60) voran. Im ersten beschreibt der Verf., im wesentlichen auf Richthofens klassischem China-Werk fußend, den natürlichen Lebensraum des chinesischen Volkes und zeigt, wie die Charakterzüge des Menschen auch hier durch die Eigenart des Landes bestimmt sind. Über die im zweiten Kapitel erörterten Probleme, die hauptsächlich die Herkunft und Zusammensetzung des chinesischen Volkes und seiner Kultur betreffen, wird weiter unten noch mehr zu sagen sein.

1) Die Vorlage de Maillas bildet bekanntlich das *T'ung-kien kang-mu* des Tschu Hi (1130—1200), der seinerseits den Stoff dem *Tse-tschï t'ung-kien* des Sse-ma Kuang entnahm. Daß Tschu Hi mit seinem *T'ung-kien kang-mu* kein eigentliches Geschichtswerk, sondern ein „Lehrbuch angewandter konfuzianischer Staatsethik" nach dem Muster des *Tsch'un-ts'iu* liefern wollte, hat Franke neuerdings in einer für das Verständnis der chinesischen Geschichtsschreibung grundlegenden Abhandlung gezeigt: *Das Tse tschï t'ung kien und das T'ung kien kang-mu, ihr Wesen, ihr Verhältnis zueinander und ihr Quellenwert* (Sitzungsber. der preuß. Akad. d. Wiss., phil.-hist. Kl. 1930 IV).

Damit daß Franke den Staat in den Mittelpunkt seiner Geschichtsauffassung rückt, erfährt endlich die — vielleicht größte — Leistung des Chinesentums ihre gerechte Würdigung. Man bringt neuerdings der fremdartigen Geistigkeit des Ostens, ja selbst seiner magischen Weltanschauung viel Verständnis entgegen und vergißt darüber ganz, daß gerade der Staat der wesentlichste Ausdruck dieser Weltanschauung ist. Nur auf der Grundlage eines so festen Staatsgefüges konnte der Konfuzianismus seine großartige Kulturmission in Ostasien erfüllen, im Gegensatz zum Buddhismus, dessen religiöse Werbekraft keines staatlichen Trägers bedurfte. Entsprechend dem von Franke betonten Primat des Staates tritt in seiner Darstellung das Politische überall in den Vordergrund, während die kulturellen und wirtschaftlichen Dinge nur soweit berücksichtigt werden, als sie zum Verständnis der geschichtlichen Entwicklung notwendig sind. Es ist lehrreich, in dieser Hinsicht Frankes Geschichte mit H. Maspero's *La Chine antique* (Paris 1927), das für lange Zeit die bedeutendste Gesamtdarstellung des alten China bleiben wird, zu vergleichen. Von den 621 Seiten seines Werkes verwendet Maspero nicht weniger als 366 auf die Schilderung des sozialen und religiösen Lebens sowie der Literatur und Philosophie im Altertum, und zwar beruht gerade auf diesen durch eine Fülle neuer Gesichtspunkte ausgezeichneten Teilen die wissenschaftliche Bedeutung des Werkes. Immerhin widmet auch Franke dem erstaunlich vielseitigen Geistesleben vom 6. bis 4. Jahrhundert ein eigenes Kapitel, wobei er besonders die für die staatliche Entwicklung der Folgezeit bedeutsamen Lehren des Konfuzianismus auf der einen und der Rechtsschule auf der andern Seite eingehend behandelt (S. 199ff.). Unter den geistigen Strömungen der Han-Zeit wird in erster Linie die Rolle des Konfuzianismus bei der damaligen Demokratisierung des Staatsdienstes geschildert, daneben auch der Einfluß des Magiertums auf die Kaiser Wên-ti und Wu-ti (vgl. S. 285ff. und 312ff.). In den Zusammenhang der politischen Geschichte gehören die Skizzen der Verwaltungsorganisation unter den verschiedenen Dynastien (Tschou: S. 126ff., Ts'in: S. 231f., Han: S. 359ff.). Gelegentlich unterbrechen auch zusammenfassende Betrachtungen die geschichtliche Erzählung. So vergleicht der Verf. die universalistische Staatstheorie der Chinesen mit den Staatsauffassungen anderer Kulturkreise (S. 122ff.). An die Erwähnung der von Schï Huang-ti durchgeführten Vereinheitlichung der Schriftzeichen schließt sich ein längerer Überblick über die Entwicklung der chinesischen Schrift (S. 233ff.). Ein anderer Exkurs betrifft die Erfindung und weitere Geschichte des Papiers, das der Verbreitung der literarischen Werke ganz neue Möglichkeiten erschlossen hat (S. 413f.). Seine Berufung zum Geschichtsschreiber beweist Franke nicht zum letzten auch durch die Art und Weise seiner Darstellung. In kluger Ökonomie weiß er die unvermeidlichen tausend Einzelheiten größeren Gesichtspunkten unterzuordnen; und wenn einmal die Erzählung sich ins Detail zu verlieren droht wie z. B. bei der Geschichte der „kämpfenden Staaten", bricht der Verf. die Schilderung der Einzelgeschehnisse ab und beschränkt sich darauf, den Gang der Entwicklung in großen Zügen anzudeuten (vgl. S. 158 und 194 oben). Über der wohlbeherrschten Masse des Stoffes aber steht überall als richtunggebend das Problem der Eroberung und Formung des Staates durch das konfuzianische System. Mit dieser Fähigkeit, das überreiche Material zu meistern, verbindet Franke eine ungewöhnliche Kunst der Charakterisierung; mögen die von ihm entworfenen Portraits der großen Persönlichkeiten der chinesischen Geschichte teilweise auch von der bisherigen Auffassung abweichen, so wird doch niemand dem literarischen Reiz dieser Partien sich entziehen können.

Will man Frankes „Geschichte des chinesischen Reiches" als wissenschaftlicher Leistung gerecht werden, so genügt es nicht, sie lediglich als Werk der Geschichtsschreibung zu würdigen; vielmehr müssen wir auch vom Standpunkt der Sinologie aus dazu Stellung nehmen. Was in dieser Hinsicht das neue Werk auszeichnet, ist der Umstand, daß es durchaus auf der Höhe der heutigen Forschung steht. Charakteristisch hierfür ist die kritische Haltung, die der Verf. gegenüber der literarischen Überlieferung über das hohe Altertum einnimmt. Seit einiger Zeit hat sich in der europäischen wie ostasiatischen Sinologie allgemein die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß die traditionelle Frühgeschichte Chinas, wie sie die einheimischen Quellen darstellen, nicht der Wirklichkeit entspricht, sondern erst später systematisch zurechtgemacht wurde. Während Haloun diese „Rekonstruktion" in das Zeitalter der „kämpfenden Staaten" (zwischen 5. und 3. Jahrhundert v. Chr.) verlegen will, nimmt Maspero an, daß damals das schon vorher entworfene Gemälde der Urzeit nur weiter ausgeführt worden sei. Franke legt auf das Alter dieser Rekonstruktion, die auch seiner Ansicht nach jedenfalls schon frühzeitig eingesetzt hat (S. 73), weniger Gewicht als darauf, die Gesichtspunkte aufzuzeigen, unter welchen die literarische Überlieferung über die älteste Geschichte Chinas zustande gekommen ist. In diesem Zusammenhang betont er einerseits die Bedeutung der — zuerst von Maspero klar erkannten — Umbildung einzelner Mythen in geschichtliche Tatsachen, andererseits zeigt er, wie gewisse kosmologische Vorstellungen, besonders die Lehre von den fünf Elementen und den ihnen zugeordneten Kaisern, die Darstellung der chinesischen Urgeschichte bestimmt haben. Schon im 3. Jahrhundert v. Chr. wurde unter den Ts'in die Theorie von den fünf Elementen auf die sich ablösenden Dynastien angewendet; im 2. Jahrhundert änderte man dann mit Rücksicht auf die regierende Dynastie die Reihenfolge der Elemente ab. Als schließlich Liu Hiang und sein Sohn Liu Hin eine Theorie aufbrachten, wonach die fünf Elemente nicht bloß einander überwinden, sondern auch auseinander hervorgehen sollten, wurden demgemäß vor die wu-ti („fünf Kaiser") noch die san-huang („drei Majestäten") gesetzt. Man kann also sagen, daß die chinesische Rekonstruktion der Urzeit um so ausführlicher und phantastischer wurde, je weiter die Zeit fortschritt. Wenn Franke sich dem Bann der orthodoxen Überlieferung entzieht, so bedeutet das nicht, daß er auf die Darstellung der halbmythischen Zeit ganz verzichtet, er will vielmehr nur die Gebiete des Mythologischen und des Geschichtlichen reinlich scheiden. Während Wedemeyer in den großen Kulturheroen Yao, Schun und Yü „bestimmte geschichtliche Persönlichkeiten" sieht, bezeichnet sie Franke als „Gebilde uralter Volksphantasie", die heute noch bei gewissen Thai-Stämmen und in lokalen Sagen des eigentlichen China fortleben (S. 71). Damit entfällt natürlich jede Möglichkeit, diese Heroenkaiser in eine Chronologie einzuordnen. Festeren geschichtlichen Boden betreten wir nach Franke erst mit dem Ende der Schang und dem Aufkommen der Tschou, während die chronologisch beglaubigte Geschichte Chinas, wie bereits Chavannes nachgewiesen hat, sogar erst mit dem Jahre 841 v. Chr. beginnt.

Entscheidend für die Erkenntnis, daß die literarische Überlieferung der Chinesen, soweit sie das hohe Altertum betrifft, mit größter Vorsicht beurteilt

werden muß, sind neuerdings die prähistorischen Funde geworden, die wir den Grabungen des Japaners R. Torii (1895—1913) und vor allem des schwedischen Geologen J. G. Andersson (1921—24) verdanken. Da Franke auf diese Dinge ausführlich eingeht (vgl. S. 41ff.), so sei seine Stellungnahme kurz skizziert. Bei den Anderssonschen Funden, die bezeichnenderweise an den beiden wichtigen Ausgangsstraßen im Nordwesten (Kansu) und Nordosten (südl. Mandschurei) sowie in der Mitte zwischen beiden, in der Provinz Honan, gemacht wurden, handelt es sich einerseits um zahlreiche Steinwerkzeuge, andererseits um Graburnen und Tonscherben mit einer in China sonst unbekannten Ornamentik in Schwarz, Weiß und Rot; letztere erinnerten sofort an ganz ähnliche Tonwaren, wie sie in zwei anderen Kulturkreisen, nämlich in Südrußland und der oberen Moldau sowie in Transkaspien und Westiran (Anau-Susa) ausgegraben wurden. Wenn Franke sich auch die weitgehenden von Prähistorikern wie Hubert Schmidt u. a. daraus gezogenen Schlüsse nicht zu eigen macht, wonach die ältesten Kulturen Chinas (und Japans) europäischen Ursprungs wären, so zweifelt auf Grund dieser Funde doch auch unser Verf. nicht daran, daß im 3. Jahrtausend v. Chr. vom Nordwesten her ein Einströmen höherer Kulturelemente nach Nordchina erfolgt sein müsse. Damit ist das Dogma von der autochthonen Entstehung der chinesischen Kultur unhaltbar geworden. Wie Franke weiter annimmt, ist dann der nordwestliche Kulturstrom etwa im Huangho-Tal auf eine zweite rohere Kultur gestoßen, die offenbar vom Nordosten her durch das Liauho-Tal eindrang. Durch die Verschmelzung der beiden Elemente sei schließlich das eigentliche Chinesentum entstanden, wobei zweifellos der Ackerbau eine bestimmende Rolle gespielt habe. Ob auch der Träger dieser Kultur, das chinesische „Urvolk", das sich im 3. Jahrtausend v. Chr. in Süd-Schansi und Nord-Honan gebildet und von dort am Huangho entlang in die Große Ebene vorgeschoben habe, den beiden aufgezeigten Kulturströmen entsprechend zusammengesetzt gewesen sei, sei eine Frage, die heute die Sinologie noch nicht beantworten könne. Es ist bedeutsam, daß Franke nicht mehr die Frage nach der Urheimat der Chinesen in den Vordergrund rückt, sondern die nach der Herkunft und Zusammensetzung der chinesischen Kultur (S. 41). Hier müssen wir aber, seitdem die chinesischen Archäologen begonnen haben, auf heimischem Boden den Spaten anzusetzen, mit der Möglichkeit rechnen, daß neue Funde unsere bisherigen Anschauungen vertiefen und unter Umständen auch umstoßen. So haben seit Veröffentlichung des vorliegenden Bandes die inzwischen bekanntgewordenen Ergebnisse der von Mitgliedern der Academia Sinica veranstalteten Ausgrabungen bei An-yang (Honan) die Forschung vor eine Reihe schwerwiegender Probleme gestellt (vgl. den dankenswerten Bericht W. Eberhards in der *Ostasiatischen Zeitschrift* Jahrg. 1932 S. 1ff.). So viele Rätsel auch die Vor- und Frühgeschichte Chinas der Wissenschaft noch aufgibt, eine Tatsache wird immer deutlicher, daß nämlich die chinesische Kultur trotz ihrer scheinbaren Einheitlichkeit einen Synkretismus aus verschiedenen Einzel- oder Lokalkulturen darstellt, von denen einige offenbar barbarischen Ursprungs waren.

Daß China bereits im hohen Altertum fremde Kultureinflüsse erfahren hat, dafür legt nach Frankes Ansicht nicht nur die vorgeschichtliche Keramik Zeugnis ab, sondern auch der universalistische Staatsgedanke, der gewisse uralte Vorstellungen kosmisch-astrologischer Art enthalte, die über ganz Asien verbreitet waren (S. 81 und 200). Und weiter: auch an dem fremden Ursprung der chinesischen Astronomie lassen die prähistorischen Funde von Kansu und Honan für Franke keinen Zweifel mehr (S. 80/81). Hat aber die Wissenschaft den Beweis hierfür wirklich schon geliefert? Ich möchte hier lediglich auf die stark abweichenden Ausführungen von H. Maspero (*La Chine antique* S. 614ff.) verweisen, der u. a. betont, daß das System der 28 Mondstationen als Ganzes erst gegen Ende des 4. Jahrhunderts in der chinesischen Literatur auftauche; bis dahin hätten die Chinesen nur sehr vage Vorstellungen von Astronomie gehabt. Sollte nicht von diesem ganzen Fragenkomplex noch gelten, was seiner Zeit Chavannes (*T'oung pao* 1906 S. 402) zur Kritik von Conradys Aufsatz „*Indischer Einfluß in China im 4. Jahrhundert v. Chr.*" gesagt hat, daß es sich dabei mehr um ein Programm für künftige Untersuchungen handle als um den bereits erbrachten Nachweis der behaupteten Tatsachen?

Charakteristischer noch als die Darstellung der chinesischen Urzeit erscheint mir für die Frankesche Geschichtsauffassung die radikale Umwertung, die in seinem Werk einzelne historische Persönlichkeiten erfahren, in erster Linie der Mann, der dem ganzen Staats- und Kulturgefüge der chinesischen Welt den Stempel seines Geistes aufgedrückt hat: Konfuzius. Franke lehnt es ab, die Größe einer geschichtlichen Persönlichkeit nach der von ihr ausgegangenen Wirkung zu beurteilen, er will vielmehr durch den Schleier der orthodoxen Überlieferung hindurch die Umrisse des „geschichtlichen" Konfuzius erkennen. Gegenüber der herkömmlichen Überschätzung, die jener in China sowohl wie im Abendland zu erfahren pflegt, führt Franke aus, weder die menschliche Persönlichkeit des Mannes noch sein Werk, soweit es uns überliefert sei, trage die Züge wirklicher Größe an sich: er sei nichts weiter als „ein braver Moralist von sittlichem Ernst und reinem Wollen" (S. 204). Für die geschichtliche Entwicklung sei es vor allem bedeutsam geworden, daß Konfuzius „das Ideal für sein Volk in die Vergangenheit verlegt ... und andererseits seine natürlichen metaphysischen Bedürfnisse unbefriedigt gelassen" habe (S. 210). Wie ist aber dann das Mißverhältnis zwischen der Durchschnittsgröße dieses Mannes und der Tiefe seiner Wirkung zu erklären? Daß das konfuzianische System zu solch ausschließlicher Bedeutung gelangte, ist nach Franke nicht das Verdienst des Konfuzius, sondern eine Folge der geschichtlichen Entwicklung: die Han-Kaiser erkannten nämlich im Konfuzianismus das geeignete Mittel zur Befestigung ihrer Herrschaft und ließen ihm deshalb jedwede Förderung angedeihen (vgl. S. 316). Gegen diese Darstellung wird niemand Einspruch erheben; zweifellos wäre der Konfuzianismus nur eine sozialpolitische Moralschule neben anderen Philosophenschulen geblieben, wenn ihm nicht der Gang der späteren Ereignisse zur Hilfe gekommen wäre. Wie verhält es sich aber mit dem Frankeschen Werturteil über die Person und Lehre des Konfuzius? Das harte Wort vom „*Tugendgesäusel*" des Meisters wird vermutlich nicht bloß den chinesischen Leser befremden. Und doch wäre es meines Erachtens zwecklos, hier Gegengründe vorzubringen, weil es sich letzten Endes um Fragen handelt, zu denen der Geschichtsschreiber auf Grund seiner Weltanschauung Stellung nimmt. Von diesem aber zu verlangen, wie Ranke es getan hat, er solle „*sein Selbst gleichsam auslöschen und nur die Dinge reden lassen*", ist eine Forderung, die in Wirklichkeit kein Historiker ganz erfüllen kann.

Wenn Franke in dieser Weise die Überschätzung des Konfuzius auf das rechte Maß zurückzuführen sucht, so unternimmt er andererseits die Ehrenrettung

eines Mannes, der im Urteil der Nachwelt als Ausbund aller Schlechtigkeit weiterlebte: des gewaltigen Schi Huang-ti, der im Jahr 213 v. Chr. die Bücherverbrennung anordnete. Franke sieht darin eine durch das Staatsinteresse geforderte Maßnahme, die für den Bestand des konfuzianischen Schrifttums keineswegs so folgenschwer gewesen sei, wie man gewöhnlich annehme (S. 249f.), und läßt auch sonst dem Schöpfer des straff zentralisierten Beamtenstaates, der zwei Jahrtausende überdauern sollte, volle Gerechtigkeit widerfahren, ja bezeichnet ihn als den Erhalter des Chinesentums in seiner völkischen und kulturellen Geschlossenheit. Damit wird aber diese Persönlichkeit zu einer der ganz großen Gestalten in der chinesischen Geschichte, wenn nicht überhaupt zur größten.

Einer wissenschaftlichen Leistung wie dem vorliegenden Werk gegenüber halte ich es nicht für angebracht, Ausstellungen im einzelnen zu erheben, wie es häufig in Buchbesprechungen geschieht. Nur eine Ausnahme möchte ich machen, und zwar betrifft diese die Übersetzung des auf dem Titelblatt stehenden Mottos aus Sün-tse, das Franke so wiedergibt (Vorwort S. XXIV): „Wer über das Altertum reden will, der muß seinen Ausgangspunkt in der Gegenwart nehmen. Wer über das All reden will, der muß mit seiner Untersuchung beim Menschen beginnen." Meiner Ansicht nach trifft Franke damit nicht völlig den Sinn des Originals, den Vorzug verdient hier offenbar die Übersetzung W. Seuferts (*Urkunden zur staatlichen Neuordnung unter der Han-Dynastie*, Hamburg. Diss. 1922, S. 39 und 40): „Wer richtig vom Himmel zu reden weiß, hat sicher die Bestätigung dafür am Menschen; wer richtig vom Altertum zu reden weiß, hat sicherlich den Erweis davon an der Gegenwart." Wu-ti eröffnet mit diesem Zitat das dritte seiner Edikte, und Tung Tschung-schu führt dann in seiner Denkschrift den Gedanken des Sün-tse weiter aus, und zwar in einer Weise, aus der sich die Richtigkeit von Seuferts Übersetzung ergibt. Daß die beiden Sätze hier umgestellt sind, ist ohne Bedeutung.

Von sinologischer Seite wurde die Frage aufgeworfen, ob eine wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Darstellung der chinesischen Gesamtgeschichte überhaupt abgefaßt werden könne, bevor nicht die wichtigsten einheimischen Annalenwerke in Übersetzung vorlägen; dabei ist zu bedenken, daß bisher erst das älteste dieser Geschichtswerke etwa zur Hälfte übersetzt ist. Wie ich glaube, hat Franke bereits mit dem vorliegenden Bande den Beweis erbracht, daß es für einen erfahrenen Sinologen, der zugleich das rechte ingenium historicum besitzt, auch heute schon möglich ist, eine *„wissenschaftlich-kritische und dabei lesbare"* Geschichte Chinas zu schreiben. Wenn noch der Altmeister Ranke glaubte, die Geschichte der Chinesen von der Betrachtung ausschließen zu können, weil sie für den fortschreitenden Entwicklungsgedanken der Menschheit nichts beigetragen habe, so dürfte die Lektüre des Frankeschen Buches wohl jeden historisch Interessierten davon überzeugen, daß die chinesische Geschichte im Gegenteil *„ein höchst wichtiges, lehrreiches und fesselndes Stück in der Gesamtentwicklung der Menschheit"* bildet. Wer immer zu diesem einleitendem Bande greift, wird ihn gleich dem Referenten mit dem aufrichtigen Wunsche aus der Hand legen, daß es dem Verf. zum Besten der Wissenschaft vergönnt sein möge, sein groß angelegtes Werk bis an die Zeitenwende von 1911/12 zu führen.

Notiz.

Zu OLZ 1931, Sp. 865 ff.

Zu meiner Anzeige von Semjonov, Chrestomatija razgovornogo arabskogo jazyka, sendet mir I. Kračkovskij folgende Berichtigungen: Sp. 866 und 868 *sikkīr* für *sakīr*; Sp. 866: die Aufzeichnungen von Girgas († 1887) stammen aus dem Anfang der sechziger Jahre; Sp. 869: in بكلاما معمولا ist das Alif am Schluß als Andeutung der Nunation ohne Rücksicht auf den Kasus gemeint. G. Bergsträßer.

Neudrucke altindischer Werke.

Zusammengestellt von G. Weibgen, Berlin.

(Der Längsstrich an der linken Seite bedeutet, daß das betr. Werk noch nicht vollständig ist.)

Fortsetzung der in OLZ 1932, Sp. 506ff. erschienenen Liste.

Anantācārya, Prativādī-bhayaṃkara aus Conjevaram: Śrī-Badarikāśrama-yātrā-vṛttāntaḥ. — Kāñcyāṃ[Conjevaram]: Sudarśana-mudrāyantrālaye 1930. 7, 3, 211 S. Mit Taf. u. Plänen. 8°

[Sanskritbeschreibung e. Pilgerfahrt, die im Anfang d. 20. Jhs. nach d. Hinduheiligtum Badarikāśrama (auf d. Badrīnāth, Himalaya) unternommen wurde. Erschien zuerst in Aufsatzform in d. Sanskritzs. Mañjubhāṣiṇī.]

Annaṃbhaṭṭa. — Tarkasangraha ⟨a work on Indian logic⟩ of Annambhatta with his own comm. Critically ed. by Dinkar Vishnu *Gokhale.* — Poona: Oriental Book Agency 1931. 32 S. 8°

Āpastamba. — Āpastamba Dharmasūtra with the comm. Ujjwala [Ujjvalā] by Sri *Haradatta* Miśra. Ed. with notes, introd., word index etc. by Pandit A. *Chinnaswāmī* Śāstrī and Pandit A. *Rāmanātha* Śāstrī. — Benares: Chowkhamba Sanskrit Series Off. 1932. 3, 4, 299, 5, 83 S. 8° (Karmakānda Section. No. 7.) (The Kashi Sanskrit Series ⟨Haridas Sanskrit Granthamālā⟩. 93.)

Āryadeva: The Catuḥśataka. *Sanskrit* and *Tibetan* texts with copious extracts from the comm. [Byaṅ-chub-sems-dpaï-rnal-ʾbyor-spyod-pa-bzhi-brgya-paï-rgya-cher-ʾgrel-pa] of *Candrakīrti.* Reconstructed and ed. by *Vidhushekhara* Bhattacharya. P. 2. — Calcutta: Visva-Bharati Book-shop 1931. 8°

[Zum Mahāyāna-Buddhismus.]

(Visva Bharati Series. No 2.)

Bhavabhūti. — Uttararāmacaritam, mahā-kaviśrī-Bhavabhūti-viracitaṃ nāṭaka-ratnam, *Nārāyaṇa*-viracitayā Bhāvārthadīpikayā vyākhyayā samalaṃkṛtam. Ed. by C. *Sankara Rama* Sastri. — Mylapore: Sri Balamanorama Pr. 1932. 7, 278 S. 8°

(Sri Balamanorama Series. No 17.)

Cakrapāṇidatta. — Cikitsāsārasaṃgrahāʿparanāmā Cakradattaḥ [Cakradatta] Datta-kulotpanna-Caraka-Caturānana-śrīmac-Cakrapāṇi-viracitaḥ, *Śivadāsa*-Sena-kṛtayā Tattvacandrikā-samākhyayā ṭīkayā samaṃlaṃkṛtaḥ; Āyurvedācārya-varya-śrīmaj-*Jayadeva*-Vidyālaṃkāreṇa saṃśodhitaḥ. 2. saṃsk. — Lahore: Moti Lal Banarsi Das 1931. 13, 653 S. 8° (4°)

[Therapie. Werk des 11. Jhs. 2. Aufl.]

Citsukha Muni. — Tattwapradīpikā [Tattvapradīpikā] ⟨Chitsukhī⟩ of Paramahaṃsa Chitsukhāchārya. With the comm. Nayanaprasādinī (Verf.: *Pra-*

tyaksvarūpa, Schüler d. Pratyakprakāśa). Ed. by *Raghunāth* Kashīnāth Shāstrī. 2nd ed. — Bombay: "Nirnaya-Sagar" Pr. 1931. 2, 396 S. 8° (4°)
[Vedānta.]

Daṇḍin: Daśakumāracharita [Ausz. *Sanskrit u. engl.*], Pūrvapīṭhikā, Ucchvāsas 1, 2 and 3. With *English* notes and transl. by C. *Sankara Rama* Sastri. —Mylapore: Sri Balamanorama Pr. 1931. 8, 80 S. 8°
(Sri Balamanorama Series. No 16.)

Harṣa Deva. — Nāgānanda [*Sanskrit u. engl.*] A *Sanskrit* play by Śrī Harṣa Deva. With *English* transl. and notes by C. *Sankara Rama* Sastri. — Mylapore: Sri Balamanorama Pr. 1932. XV, 252 S. 8°
(Sri Balamanorama Series. No 18.)

Hiraṇyakeśin. — Satyāṣāḍha(-Hiraṇyakeśi)-viracitaṃ Śrautasūtram [Śrautasūtra], *Mahādeva* [Sohn d. Somanātha]-kṛta Vaijayantī (Prayogavaijayantī)-vyākhyā (*Gopīnātha*-Dīkṣita-Okopāhva-Gaṇeśa-Dīkṣita-tanūja-kṛta-Jyotsnā-, *Mahādeva*-Śāstri-Somayājisaṃkalita-Prayogacandrikā-vyākhyā-, *Mātṛdattā*cārya-viracita[-Mantramālā]-Hiraṇyakeśi-gṛhya-sūtravyākhyā-, *Vāñcheśvara*-Hośanikarṇāṭaka-viracita-pravargyasūtra-vyākhyāna-, *Mahādeva*-Dīkṣita [Sohn d. Somanātha]-viracitojjvalā [Ujjvalā]-Hiraṇyakeśi-dharma-sūtra-vyākhyā)-sametam. Etat pustakaṃ "*Kāśīnātha* [-Bāla]śāstrī Āgāśe", (5—10: *Śaṃkara*-Śāstrī [Raṅganātha] Mārūlakara) ity-etaiḥ saṃśodhitam. Bhāga 1—10. — Puṇyākhyapattane: H. N. Āpṭe (5—10: V. G. Āpṭe) 1907—32. 8° (4°).
1. Praśna 1—3. 1907. 2. Praśna 4—6. 1907. 3. Praśna 7. 8. 1908. 4. Praśna 9. 10. 1908. 5. Praśna 11—14. 1927. 6. Praśna 15. 16. 1927. 7. Praśna 17. 18. 1928. 8. Praśna 19—21. ⟨Satyāṣāḍha-gṛhya-śeṣa-sūtra-hautropodghātādi-sahita.⟩ 1929. 9. Praśna 22—25. ⟨Mahādeva-Dīkṣita-Somayāji-kṛta-Prayogacandrikā-saṃvalitāpastambīya-hautrasūtra-rūpa-dvitīya-praśna-sahita.⟩ 1930. 10. Praśna 26—29. 1932.
[Hiraṇyakeśin's Śrautasūtra, Ritualwerk zum schwarzen Yajurveda, mit Gṛhasūtra (Praśna 19, 20) u. Dharmasūtra (Praśna 26, 27), mit d. Komm. von Mahādeva, Sohn d. Somanātha, zu Praśna 1—6, 28. 29; von Gopīnātha Dīkṣita zu Praśna 7—10; von Mahādeva Śāstrin Somayājin zu Praśna 11—18, 21—25; von Mātṛdatta ācārya zu Praśna 19, 20; Gṛhyasūtra; von Vāñcheśvara zu Praśna 24, paṭala 1—7: Pravargyasūtra; von Mahādeva, Sohn d. Somanātha, zu Praśna 26, 27: Dharmasūtra.]
(Ānandāśrama-saṃskṛta-granthāvali. 53.)

Jayākhyasaṃhitā. — Jayākhyasaṃhitā. Critically ed. with an introd. in Sanskrit, indices etc. by Embar *Krishnamacharya*. With a foreword by the General Editor (B. *Bhattacharyya*). — Baroda: Oriental Institute 1931. 78, 47, 454 S. 8° (4°)
[Eine d. Hauptschriften d. Pañcarātrasekte; erste Veröffentl. d. Textes im Druck.]
(Gaekwad's Oriental Series. 54.)
Berichtigung zu OLZ 1932, 7, Sp. 507.

Īśvarakṛṣṇa: The Sāṅkhya Kārikā, with a comm. called Tattvakaumudī by Śrī *Vāchaspati* Miśra, with notes by *Rājeśvara* Śāstrī Drāviḍa. Ed. by *Harirām Śukla*. 2nd ed. — Benares: Jai Krishnadas Haridas Gupta 1932. 32, 111 S. 8°

Kālidāsa: The Vikramorvasiya [Vikramorvaśī, *Sanskrit u. engl.*] with *Kāṭayavema's* comm., the Kumāragirirājīya. Critically ed. with a literal *English* transl., an introd., copious notes in Sanskrit and English and a comprehensive vocabulary by *Chāru Deva* Shāstrī. — Lahore: Shamsher Singh 1929. II, XXV, 122, 2, 105, XXXII S. 8°

Manu: Manu-Smṛti [Dharmaśāstra] with the 'Manubhāṣya' of Medhātithi. Ed. with the help of several mss by Mahāmahopādhyāya *Gaṅgānātha* Jhā. Vol. 1.—Calcutta: The Asiatic Soc. of Bengal 1932. 4°
(Bibliotheca Indica. Work No. 256 = New Ser. No 1516.)

Mitra Miśra: The Vīramitrodaya. Vol. 7: Vyavahāraprakāśa. Ed. with introd., index etc. by *Vishnu Prasāda* Bhandārī. — Benares: Chowkhamba Sanskrit Series Off. 1932. 8°
[Enzyklopädie d. Dharmaśāstra in 22 Abschnitten, prakāśa. Bisher noch erschienen: Vol. 1, 1. 2: Paribhāṣā-prak., Saṃskāra-prak. 1906—13. Vol. 2: Āhnika-prak. 1913. Vol. 3: Pūjā-prak. 1913. Vol. 6: Rājanīti-prak. 1916. Vol. 10: Tīrtha-prak. 1917. Vol. 20: Lakṣaṇa-prak. 1916. Vol. 1 u. 2 hrsg. v. Parvatīya *Nityānanda* Śarmā, Vol. 3 6, 10, 20 v. *Vishnu Prasāda* Bhandārī.]
(Chowkhambā Sanskṛit Series. Vol. 1 = Nos 103, 108, 114, 122, 129, 137, 139—41, 172, 203. Vol. 2: 147—50, 153, 184. Vol. 3: 164—66, 183. Vol. 6: 221—24, 232. Vol. 7: 385—86, 390, 394, 403—04. Vol. 10: 239—42, 247—48. Vol. 20: 196—97, 199, 200, 219—20, 230.)

Nāgārjuna: Mahāyānaviṃśaka. Reconstructed *Sanskrit* text, the *Tibetan* and the *Chinese* versions, with an *English* transl. Ed. by *Vidhushekhara* Bhattacharya. — Calcutta: Visva-Bharati Book-shop 1931. 44 S. 8°
Aus: The Visva-Bharati Quarterly. Vol. 8, P. 1. 2. 1930.
(Visva-Bharati Studies. No 1.)

Nairātmyaparipṛcchā. — Nairātmyaparipṛcchā [*Sanskrit u. tibet.*] Ed. by Sujitkumar *Mukhopadhyaya*. — Calcutta: Visva-Bharati Book-shop 1931. 22 S. 8°
[Zum Mahāyānabuddhismus. Rekonstruierter Sanskrittext nach d. Tibetischen. D. Original-Sanskrittext wurde, mit französ. Übers. versehen, nach einem Funde in Nepal hrsg. v. Sylvain *Lévi*: Encore Aśvaghoṣa, 3. Aśvaghoṣa et la Nairātmyaparipṛcchā. Journal asiatique, t. 213, S. 207—16. 1928.] Aus: The Visva-Bharati Quarterly. Vol. 8, P. 1. 2. 1930.
(Visva-Bharati Studies. No 4.)

Puṣpadanta Kāśyapa, Sohn d. Keśavabhaṭṭa u. d. Mugdhādevī: Jasaharacariu [Yaśodharacaritra]. An Apabhraṃśa work of the 10th century. Critically ed. with an introd., glossary and notes by Paraśurāma Lakṣmaṇa *Vaidya*. — Karanja: Karanja Jain Publication Soc. 1931. 32, 188 S. 8° [Jainadichtung.]
(The Ambādās Chaware Digambara Jain Granthamālā or Karanja Jain Series. Vol. 1.)

Śaṃkara ācārya. — Śrī-Śaṃkarācārya-viracita-graṃtha-saṃgrahaḥ. (Works of Shankaracharya.) 1. — Poona: Ashtekar 1929. 8°

Śaṃkara ācārya. — The Geetabhashya [Bhagavadgītābhāṣya] of Shankaracharya. In original Sanskrit. Ed. by *Hari Raghunath* Bhagavat. 2nd ed. — Poona: Ashtekar 1929. 8, 312 S. 8°
(Śrī-Śaṃkarācārya-viracita-grantha-saṃgraha. 1.)

Śaṃkara ācārya: Viveka-chūdāmaṇi [*Sanskrit u. engl.*] or Crest-jewel of wisdom. Text in Devanagari and transl. by Mohini M. *Chatterji*. — Adyar: Theosoph. Publ. House 1932. VI, 206 S. 8°
Die engl. Übers. erschien bereits im Theosophist, Vol. 6 u. 8.

Śivāditya Miśra: Saptapadārthī [*Sanskrit u. engl.*] Ed. with introd., transl., and notes by D. *Gurumurti*. — Adyar: Theosoph. Publ. House 1932. LXXVII, 174 S. 8°
[Nyāya-Vaiśeṣika.]

Śivatāṇḍava-stotra. — The Song of praise to the dancing Shiva (Śivatāṇḍava-stotra. *Sanskrit u. engl.*) By Ernest *Wood*. — Madras: Ganesh 1931. 62 S. 8°.
[Mit ausführl. Anm.]

Skandasvāmin. — Commentary of Skandasvāmin and *Maheśvara* on the Nirukta, ch. 2—6. Critically ed. for the first time from original mss by Lakshman *Sarup*. — Lahore: Univ. of the Panjab 1931. 8°
Vgl. OLZ 1930, 1, Sp. 78: Fragments of the commentaries of Skandasvāmin and Maheśvara. Ed. by L. Sarup. Lahore 1928.

Subrāya Śāstrin, T., aus Bangalore. — Prasthānatraya-Madhusūdana-Sarasvatī-smṛti nāmakam śāstram or A Brochure on the origin and descent of the Shastras relating to the three Prasthanas [*Sanskrit*

u. engl.] Reproduced by Pandit T. Subraya Sastri of Bangalore. Transl. into *English* by the late Ratanlal M. *Mody* and G. Venkatachala *Sarma*. — Bangalore: V. B. Soobiah 1931. 28, 165, IV S. 8°
[Überblick über d. Entwicklung d. indischen Wissenschaften im Anschluß an Madhusūdana Sarasvatī.]

Umāsvāti. — Vācak śrī Umāsvāti praṇīt Tattvārtha-sūtra [Tattvārthādhigama-sūtra]. ⟨Gūjarātī vyākhyā sahit.⟩ Adhyāya 1—10. Vivecak Paṃḍit *Sukhlāljī*. — Amdāvād: Narahari Dvārakādās Parīkh 1930. 12, 98, 16, 424 S. 8°
[Umāsvāti's Jainadogmatik in d. Version d. Śvetāmbaras, m. Komm. in Gujarātī.]
(Gujarāt-purātattva-maṃdir-granthāvalī. [20.])

Vālmīki: The Rāmāyaṇa. ⟨North-western recension.⟩ Critically ed. for the first time from original mss. Ayodhyā-kāṇḍa ed. by *Rāma Labhāyā*; Bāla-kāṇḍa ed. by *Bhagavad-Datta*. — Lahore: The Research Department D. A. V. College 1923—31. 8°
Ayodhyā-Kāṇḍa. 1923—28. Bāla-Kāṇḍa. 1931.
(Dayānanda-mahāvidyālaya-saṃskṛta-granthamālā. 7. 12.)

Vararuci: Prākṛta-prakāśa [*Sanskrit u. engl.*] with *Bhāmaha*'s comm. Manoramā. Ed. with transl., introd., glossary etc. by Dr. P. L. *Vaidya*. — Poona: Oriental Book Agency 1931. XIII, 156 S. 8°

Vāsudeva Yatīndra. — Laghu-Vāsudeva-mananam (Manana, Ausz.) Ed. by S. *Subrahmanya* Sastri. With an analyt. introd. by R. *Krishnaswamy* Aiyar. — *Śrīraṅga* 1928: Śrī-Vāṇīvilāsa-mudrāyantrālaye. LV, 118 S. 8°
[Vedānta. Gekürzte Bearbeitung d. bisher noch nicht veröffentl. Werkes d. Vāsudeva Yatīndra. Ausführl. Einl. in Englisch.]

Vyāsa-Tīrtha: Tarka Tāṇḍavam [Tarkatāṇḍava] with the comm. Nyāyadīpa of Śrī *Rāghavêndra*-Tīrtha. Ed. by D. *Śrīnivasachar* and Vidwan V. *Madhwachar*. Vol. I. — Mysore 1932: Gov. Branch Pr.
[Abhandlung über Logik. Madhvaschule.]
(Univ. of Mysore. Oriental Library Publications. Sanskrit Series No 74.)

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( )

Abhandlungen der Preußischen Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse 1931:
3 1—43 und ١—٢١ Galen, Über die medizinischen Namen. Arabisch und deutsch hrsg. von M. Meyerhof und J. Schacht.
1932:
2 1—37 J. Jordan, Dritter vorläufiger Bericht über die von der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft in Uruk unternommenen Ausgrabungen. Mit 24 Tafeln und 2 Abb. im Text. E. P. B.

Aegyptus 11 1931:
4 433—84 Henri Munier, Les stèles coptes du Monastère de Saint-Siméon à Assouan II. — 485—96 Friedrich Zucker, Γυμνασίαρχος κώμης. — 497—500 Testi recentemente pubblicati. — 501—10 Recensioni e Bibliografia. — 511—6 Appunti e Notizie.
12 1932:
1 3—8 Alberto Tulli, Un ritratto inedito di Amenemhê'e III° nel Museo Egizio della Città del Vaticano (m. Abb. Köpfchen aus schwarzem Granit, gute Arbeit). — 9—16 Warren R. Dawson, Adversaria Aegyptiaca (I. A Commination. Die Fluch- und Segensformel im Dekret zugunsten des Amenophis, Sohnes des Hapu, findet sich ganz ähnlich auch in angelsächsischen Edikten. — II A strange Drug. „Milch der Mutter eines Knaben" oder „Menschenmilch", erscheint auch in den Rezepten anderer Völker bis ins 17. Jahrh. — III The Ears of the Hare. Sie werden meist doppelt so lang gezeichnet, als sie in natura vorkommen. — IV A clinical Observation. Eb. 102, 15 mhh jb.f pw = intermittierender Puls). — 17—24 A. Neppi-Modona, Il nuovo frammento berlinese degli „Atti dei Martiri Alessandrini (P. 8877) (zu Üxküll-Gyllenband i. Berlin. Sitzungsber. 1930, XXVIII, 664f.). — 25—34 Giuseppe Furlani, Nuove pietre incise mesopotamiche del R. Museo Archeologico di Firenze (19 Gemmen m. Abb.). — 35—47 Mariano San Nicolò, Un contratto vitalizio del tempo di Dario I (zu Babyl. Exped. Univ. Pennsylv. Ser. A. VIII/1 106, lebenslänglicher Vertrag auf unentgeltliche Überlassung von Lebensmitteln, die dem Schenker aus einer Präbende zufließen). — 48—54 I. C. Naber, Ad papyros quosdam Cairo-Zenonianos. — 55—64 A. Steinwenter, Byzantinische Mönchstestamente. — 65—70 Testi recentemente pubblicati. — 71 Aggiunti, Correzioni, Riedizioni di Papiri e di Ostraca. — 72—81 Recensioni e Bibliografia (St. Lösch, Epistola Claudiana (G. Ghadini); G. Furlani, La religione babilonese-assira (G. Boson). — 82 Appunti e Notizie. — 83—110 Bibliografia metodica.
2. 3 121—8 Giuseppe Furlani, Terracotte babilonese del R. Museo Archeologico di Firenze m. 5 Abb.). — 129—40 H. Kortenbeutel, Ein Kaisereid (von dem im Fayum gekauften Berliner Pap. 13877 des Jahres 153, m. Abb.). — 141—4 R. Taubenschlag, Ἔννομος ἡλικία nel diritto dei papiri. — 145—60 Alberto Gitti, Sul rescritto tolemaico di Cirene. — 173—84 H. I. Bell, The Problem of the Alexandrian Senate. — 210—6 P. Viereck, Noch einmal die Βουλη von Alexandreia. — 217—29 Giuseppe Furlani, Il sigillo hittito del R. Museo Archeologico di Firenze (m. Abb., in einem röm. Grabe bei Vicenza gefunden, ähnlich dem Stück im Louvre, Delaporte Louvre II 96 Abb. 16 = Contenau, Glyptique 175). — 230—42 Alberto Tulli, Ampolle inedite di S. Mena nel Museo Egizio della Città del Vaticano (m. Abb., darunter eine m. Negerkopf und eine vom großen Typus). — 243—9 I. C. Naber, Ad papyros quosdam Cairo-Zenonianos. — 256—69 Testi recentemente pubblicati. — 270 Aggiunti, Correzioni Riedizioni di Papiri e di Ostraca. — 271—5 Recensioni e Bibliografia. — 276—81 Appunti e Notizie. — 282—304 Bibliografia metodica. Wr.

The American Historical Review 37 1932:
3 468—505 W. J. Langer, R. P. Blake, The Rise of the Ottoman Turcs and its Historical Background. E. P. B.

American Journal of Archaeology 34 1930:
3 (July-September) 296—312 R. Dougherty, A Babylonian city in Arabia. — 401 *A. W. Pond, A contribution to the study of prehistoric man in Algeria (F. Mather).
4 (October-December) 455—79 Kate Elderkin, Jointed dolls in antiquity. — 515 *G. Marcais, Les faïences à reflets métalliques de la Grande Mosquée de Kairouan (K. Conant). — 516 *J. Rosintal, Pendentifs, trompes et stalactites dans l'architecture orientale (K. Conant). — 516 *Armenag Bey Sakision, La miniature persane du XIIe au XVIIe siècle (A. Coomaraswamy). — 518 *Excavations at Nuzi I Texts of varied contents (P. Hitti). — 523 *P. Schweinfurth, Geschichte der russischen Malerei im Mittelalter (A. Rindge).
35 1931:
1 (January-March) 48—50 W. Prentice, A Greek Inscription from Ḳaṣr Burḳa. — 56 G. Collie, The Escargotiers of Eastern Algeria. — 60. O. Sellers, The 1930 Excavations at Tell Beit Mirsim. — 93—107

Ch. Mc Cown, New Items from Jerusalem (Tell el-Fâri' and Tell el-'Ajjûl, Tell Beit Mirsim, 'Ain Shems, Megiddo, Beisân, Jericho, Transjordan, Petra, 'Ammân, Jerash, Teleilât el-Ghassûl, Mughâret el-Wâd, El-'Adeimeh, The Kerâzeh Dolmen Field, Medieval Castles, Varia). — 110 *Le Comte du Mesnil du Buisson, L'ancienne Qatna ou les fouilles D'El-Mishrifé (R. Dougherty). — 113 *G. Barton, The royal Inscriptions of Sumer and Akkad (P. Hitti). — *R. Campbell, Thompson and R. Hutchinson, The Excavations on the Temple of Nabuat Niniveh (P. Hitti). — 114 *R. Grousset, Histoire de l'Extrême Orient (A. Coowaraswamy). — 119 *S. Smith, Early History of Assyria (A. Olmstead). — 121 *O. Siren, Chinese Paintings in American Collections (G. Rowley). — 123 L. Finot, Le temple d'Angkor Vat I (P. Cott).

2 125—38 C. J. Kraemer jr., Greek Element in Egyptian dancing. — *J. D. S. Pendlebury, Aegyptiaca, A catalogue of Egyptian objects in the Aegean area (W. C. Hayes). — *René Dussaud, La Lydie et ses voisins aux hautes époches (Th. L. Shear). — *W. Flinders Petrie, Decorative Patterns of the ancient World (G. W. Elderkin). — *J. Leipoldt, Bilderatlas zur Religionsgeschichte, 15. Lief., Die Religion des Mithras (G. W. Elderkin). — *E. Douglas Van Buren, Clay figurines of Babylonia and Assyria (Legrain).

Val. Müller

American Journal of Semitic Languages and Literatures 47 1930/1:

4 237—58 W. Creighton Graham, Some Suggestions toward the Interpretation of Micah 1: 10—16. — 259—80 A. T. Olmstead, The Text of Sargon's Annals (Ergänzungen zu dem von Lie neuherausgegebenen Text). — 281—6 E. Chiera, A Legal Document from Nuzi (Transkription, Übersetzung und Noten; der Text war von Lutz in Univ. of California Publications in Sem. Phil. IX 11 405—12 publiziert und mißverstanden worden). — 287—98 Critical Notes. R. Gordis, A Note on Joshua 22: 34; W. A. Irwin, The Face of the Pot, Jeremiah 1: 13b; R. B. Y. Scott, I. Daniel, The original Apocalypse; W. F. Edgerton, Wilhelm Spiegelberg, 1870—1930; M. Sprengling, Anent AJSL XLVI 203f.

48 1931/2:

1 1—19 C. H. North, The Old Testament Estimate of the Monarchy (die ersten Einwände gegen die Monarchie als solche stammen aus dem 8. Jh.; vor allem Hosea). — 20—6 A. Poebel, The Name of Elam in Sumerian, Akkadian and Hebrew (el. *Ḫa(l)tam* > sum. *Elam* > hebr. *'Ēlām*; el. *Ḫa(l)tam-ti* > akk. *Elamtu*. — 27—44 W. F. Edgerton, On the Late Egyptian Negative ⊘. — 45—50 E. Stefanski, Insribed and decorated Mummy-Wrappings in Chicago (3 Streifen mit Zeichnungen, einer mit Inschrift: „spells 106—7 of the Saite version of the Book of the Dead as published by Lepsius"). — 51—5 Critical Notes. S. Langdon, Note on the legal Commentary *Ana itti-šu* (zu *šēpu* in II R 9 B 38ff.); W. F. Edgerton, Etymologies of ⲧⲛⲛⲟⲩⲧ and ϫⲟⲟⲩⲧ; A. Poebel, Note on the Date of Samsuiluna RA xxvii 83.

2 73—98 H. G. May, The Fertility Cult in Hosea (der sterbende und wiederauferstehende Gott usw.). — 99—132 A. Thomson, An Inquiry concerning the Books of Ezra and Nehemiah (verteidigt die Geschicklichkeit gegen Torrey).

A. Götze.

Ancient Egypt 1931:

2 33—41 F. Petrie, Tell el Ajjûl. — 42—4 G. Loukianoff, Une petite Figurine archaïque. — 45—50 L. B. Ellis, The Unity of Man.

3. 65—72 J. G. Duncan, Pere Mallon's Excavation of Teleilat Ghassul. — 73—4 J. G. Milne, Coin Moulds for Egyptian Feudal Currency. — 75—6 J. R. Towers, A Syrian God and Amen-Ra? — 77—85 F. Petrie, The Peoples of Egypt.

4. 97—100 J. R. Towers, Was Akhenaten a Monotheist before his Accession. — 101—8 L. B. Ellis, The Unity of Man. Part 3.

1932:

1. 1—9 F. Petrie, Palaces of Ancient Gaza. Tell el Ajjûl. — 10—2 N. P. Clarke, Ancient Defences of Tell el Ajjûl. — 13 R. Engelbach, Statuette of Pepy, Son of Sentmut, from Saqqâra. — 14—24 J. H. Dunbar, A Town of Old Nubia.

E.P.B.

Annales du Service des Antiquités de l'Egypte 31 1931:

1—6 Henri Gauthier, Deux Sphinx du Moyen Empire originaires d'Edfou (m. Taf. mit den Namen Śʿnḫ-n.j-Rʿ und Mnṯwj(sic)-ḥtp zweier Könige möglicherweise vom Ende des MR). — 7—18 Ugo Monneret de Villard, Rapporto preliminare dei lavori della missione per lo studio dei monumenti cristiani della Nubia 1930—31 (von Qasr Ibrim bis Qorte). — 19—24 Ev. Breccia, Rapport sur les fouilles de la „Società italiana per la ricerca dei papiri greci e latini" à Oxyrhynchos et à Tebtynis (1928—30) (sehr geringe Ausbeute). — 25—31 Paul Perdrizet, L'ex-voto à Némésis du duplicaire Flavis (m. Taf. Blauer Fayencesockel m. Inschr. a. d. Vorderseite. Wahrscheinlich saß der Nemesis-Greif auf dem Untersatz). — 32—44 Gustave Jéquier, Rapport préliminaire sur les fouilles exécutées en 1930/1 dans la partie méridionale de la nécropole memphite (m. 2 Taf. 1. Pyramide des Ḫndr: Freilegung des Vorhofs ohne wesentliche Funde, außer einer kleinen Pyramide in der Nordwestecke der Umfassungsmauer. Die erste Umfassungsmauer war an der Außenseite genischt. 2. Pyramide der Neith (m. Plan): sie war die Tochter Phiops' I und Gattin Phiops' II. Der Plan der Anlage ist vollkommen deutlich, besonders bemerkenswert ist die kleine Pyramide mit den Spenden an Lebensmitteln, über die der Vf. schon früher gehandelt hat. Rest einer Stiftungsurkunde. 848 Textzeilen in der Sargkammer, dabei wichtige Varianten und Ergänzungen zu den Pyramidentexten. Die Grabausrüstung verloren bis auf eine größere Zahl von Schiffen verschiedener Art. 3. Pyramide der Königin Ipw.t, auch einer Gattin Phiops' II, mit monumentalem Eingang, von Obelisken flankiert, mit Inschriften, aber sonst ganz verschwunden. 4. Beginn der Wiederherstellung der Texte auf der Grabkammerwand des Ibj und ihrer Abschrift). — 45—8 C. M. Firth, Excavations of the Department of Antiquities at Saqqara 1930/1 (m. Taf. Nach kleineren Arbeiten um die Mastabas des Ti und des Mereruka sowie an der Stufenmastaba Ausgrabung des großen archaischen Friedhofs, an dem schon Quibell gegraben hatte. Aus den Gräbern der I. und III. Dyn. ungeheure Mengen von Steingefäßen, einige beschrieben, aus jüngeren einige Statuen und Wandbilder). — 49—64 Jean-Philippe Lauer, Etude sur quelques monuments de la IIIe dynastie (Pyramide à degrés de Saqqarah) (m. Taf. I Hof südl. der Stufenmastaba: eine neugefundene Scheintür mit Schließbolzen führt auf die Frage, ob diese auf der Einschlagseite oder der Anschlagseite der Tür gesessen haben. II Westseite d. Plans. Die 3 nebeneinander liegenden Massive werden im Ganzen, ohne sichere Resultate zu ergeben, untersucht. 3. Nordseite des Plans. Die beiden Massive, die sich von der Mitte bis zur NW-Ecke hinziehen, enthalten den Schacht zu dem früher gefundenen unterirdischen Vorratsraum. Der Gang zwischen den

Massiven sollte wohl nach Füllung der Magazine ausgefüllt werden. Sonst enthält der weite Raum ein größeres Gebäude, vielleicht ein Tempelchen, und zahlreiche Mauerreste, die zwar nicht erklärbar sind, aber beweisen, daß der Raum kein freier Hof war. 4. Nachforschungen über die angewendeten Maße). — 65—9 Jean-Philippe Lauer, Rapport sur les restaurations effectuées au cours de l'année 1930/1 dans les monuments de Zoser à Saqqarah (m. 2 Taf. an den Säulen der Einzugshalle und des Tempels T.). — 70—80 Walter B. Emery, Preliminary Report of the work of the Archaeological Survey of Nubia 1930/1 (m. 3 Taf. u. 9 Abb. Ausgrabung der Festung v. Kuban, deren Gründung auf Sesostris I zurückgeht und dann bis auf Ramses X immer wieder umgebaut und dann wieder von den Kopten eingenommen wurde. 4 zweistöckige Gebäude des MR., später umgebaut und anders verwendet. Ausgrabung von Friedhöfen ln Anibe (MR), Masmas (alle Zeiten), Toschke (MR), Abusimbei (Frühzeit-MR, meroit.). — 81—97 Henri Chevrier, Rapport sur les travaux de Karnak 1930/1 (m. 4 Taf. I Großer Hof des Amun-Tempels: Reinigung besonders der Südwestecke, Auffindung der Sphinxreihe, die die Parallele zu der von Legrain gefundenen bildet. An der Westwand des Tempels Ramses' III interessante Kriegsreliefs. II Tempel Sethos' II: Ausbesserung der Türen, besonders der Decksteine. III Dritter Pylon: Fortsetzung der Leerung; unter den Steinen 2 Stücke des Heiligtums Sesostris' I. IV Mehrere Architrave des Säulensaals wurden gesichert. V Entdeckungen und verschiedene Arbeiten: u. a. Königskopf der 18. Dyn.). — 98—114 R. Engelbach, The so-called coffin of Akhenaten (m. 3 Taf. gehörte dem Śmnḫ-k'-R' ?) — 115—9 Prof. D. E. Derry, Note on the skeleton hitherto believed to be that of King Akhenaten (ob Śmnḫ-k'-R' ? Die Maße sind denen Tutanchamuns sehr ähnlich; es besteht die Wahrscheinlichkeit, daß sie Brüder, vielleicht Söhne Echnatons von einer Nebenfrau waren). — 120—2 A. Lucas, The canopic vases from the tomb of Queen Tiyi (Entgegen den älteren Feststellungen ist der Inhalt der Krüge der ursprüngliche). — 123—5 J. D. S. Pendlebury, Report on the clearance of the royal tomb at El-'Amârna (m. Plan. Mehrere Einzelfunde mit den Namen Chefren, Thutmosis III, Amenophis III und von der Grabausrüstung Echnatons). — 126—31 R. Engelbach, Recent acquisitions in the Cairo Museum (m. 3 Taf. 1. Set of agate vases, griechisch-römisch; 2. Statuette of Thoth, aus Bronce und Kalkstein; 3. Sphinx of a queen aus dunklem Serpentin, 18. Dyn. ? 4. Four models of graeco-roman Buildings, ein Turmmodell aus Kalkstein, ganz einzigartig, 3 Hausmodelle). — 132—43 R. Engelbach, Notes on Inspection (m. 3 Taf. u. 1 Plan. I The road to El-Quṣeir. II Myos Hormos and the imperial porphyry quarries). — 144 R. Engelbach, Ancient egyptian woods (an Kairener Gegenständen: Cedrus Libani, Cupressus sempervivens, Abies cilicica). — 145—86 Ludwig Keimer, Pendeloques en forme d'insectes faisant partie de colliers égyptiens (m. 7 Taf. Vf. bestimmt eine Anzahl Kettenglieder, die bisher unter anderen Namen gingen, als Käfernachbildungen und weist ihre natürlichen Vorbilder nach. Zusätze: Über die Namen etlicher Käfer im Ägyptischen, insbesondere des). — 187—90 Henri Gauthier, Un roi Amasis-Psammétique a-t-il existé ? (Genannt auf dem blauen Fayencegriff eines Sistrums. Vf. enthält sich des Urteils). — 191—2 Henri Gauthier, Vestiges de la fin du Moyen Empire à Karnak (Vorderteil eines Kalksteinsphinx eines Kg. Sebekhotep d. 13. Dyn., Pfosten eines Sebek-m-saf). — 193—7 Henri Gauthier, Une statue de Ramsès Ier défunt originaire d'Abydos (ohne Kopf und Arme, den Inschriften nach von Sethos I gestiftet, wohl aus dem Totentempel Ramses' I). Wr.

Annals of Archaeology and Anthropology 18 1931:
3. 4 63—78 E. Douglas van Buren, Two Statuettes of an enthroned Goddess (m. 3 Taf. eine in Yale Babylon. Coll., die andere aus den Grabungen in Nippur im Pennsylvania Mus., sumerisch nach Tracht und Haltung; auf den Thronwänden Reliefs von Gefäßen, die aus Siegel- und anderen Bildern erklärt werden). — 79—112 R. Campbell Thompson, R. W. Hutchinson, The Site of the Palace of Ashurnasirpal at Nineveh, excavated in 1929—30 on behalf of the British Museum (m. 24 Taf. Älteste Schicht Anf. 3. Jahrh. bis zu 2500, viele grobe Töpferei und Perlen; bis 1800 herab bemalte Töpferei; die Kassitenzeit ist ohne Zeugnis, danach erst wieder im 9. Jahrh. größere Tätigkeit, aus ihm stammen die meisten Bauten — auf älteren Resten — und Kleinfunde. Besondere Abschnitte über die Inschriften und die Pottery, letzterer recht wichtig). — 148—50 *T. Eric Peet, The great Tomb Robberies of the 20. Egyptian Dynasty (J. Černý). — 151—2 *Stanley Cook, The Religion of Ancient Palestine in the Light of Archaeology (J. Garstang). — 153/4 * T.Eric Peet, A comparative Study of the Literatures of Egypt, Palestine and Mesopotamia: Egypts Contribution to the Literature of the Ancient World (A. M. Blackman).
19 1932:
1. 2 3—22 John Garstang, Jericho, City and Necropolis (m. 23 Taf. u. 7 Abb. Beschreibung der ältesten freigelegten Schichten: Spätsteinzeit in 2 Phasen, die ältere ohne, die jüngere mit ungebrannter Töpferware, 4 Hauptperioden bronzezeitlichen Charakters mit starken Verlagerungen der Stadt; der vorliegende Teil des Berichtes umfaßt die beiden älteren Perioden A und B). Wr.

L'Anthropologie 41 1931:
5—6 489—99 G. Contenau, Les Hittites.
42 1932:
1/2 1—18 H. Breuil, Le Feu et l'industrie de Pierre et de l'Os dans le Gisement du „Sinanthropus" à Chou Kou Tien. E.P.B.

Der Weltkreis. Zeitschrift für Völkerkunde, Kulturgeschichte und Volkskunde 2 1931:
1/2 16—22 J. Lublinski, Ursprung und Wandlung der Einehe (Ausgehend von der Meinung, daß ursprünglich der Zusammenhang zwischen Geschlechtsverkehr und Empfängnis der Menschheit unbekannt war). — 22—4 B. Adler, Neue Wege ethnographischer Sammelarbeit in Rußland.
3/4 37—42 H. Plischke, Gefälschte Reisebeschreibungen (Historischer Überblick vom Mittelalter bis zur Gegenwart). — 42—9 W. A. Unkrig, Kultus und Kultgebräuche des heutigen Judentums (Eigene Beobachtungen). — 51—7 N. K. Auerbach, Zur Frage nach dem Material der sibirischen Steingeräte.
5/6 69—72 B. Götz, Der magische Mensch im Urteil des Märchens (Untersuchung an Hand zweier „Dümmlingsmärchen"). — 72—81 E. Erkes, Die Götterwelt des alten China. — 82—7 E. R. Zorn, Email, Niello, farbige Bronze (Aufklärung über die verschiedenen Emaillearten, die Unterschiede zwischen Bronze und Niello). Pl.

Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft N. F. 9 (84) 1930:
1 1—14 J. Leibovitch, Die Petrieschen Sinai-Schriftdenkmäler (Literaturübersicht. Sachliche Beschrei-

bung der Schriftzeichen und Inschriften. Mit 18 Tafeln). — 15—68 K. Ahrens, Christliches im Qoran. Eine Nachlese. I. II. (Aufzählung der qoranischen Ausdrücke und Gedankengänge, die auf christlichen Ursprung zurückgehen mögen.) — 69—73 Ch. Steinbrucker, Islamische Bucheinbände (historische Übersicht). — 74—7 C. Balcke, Neues über „Goethes orientalischen Berater" Heinrich Friedrich von Diez. — 78—93 J. Hempel, Rudolf Kittel †. — *A. Jeremias, Handbuch der altorientalischen Geisteskultur. 2. Aufl. (B. Meißner). *L. Woolley, The Sumerians (B. Meißner). — *B. Porter and R. Moss, Topographical Bibliography of Ancient Egyptian Hieroglyphic Texts, Reliefs and Paintings. Vol. I. II. (W. Wolf). — *E. Rutter, The holy cities of Arabia (C. Brockelmann). — *G. Jäschke und E. Pritsch, Die Türkei seit dem Weltkriege 1918—1928 (F. Rosen).
2 111—24 J. Fück, Eine arabische Literaturgeschichte aus dem 10. Jahrhundert n. Chr. (Der Fihrist des Ibn an-Nadīm; Einleitung zur bevorstehenden Neuausgabe in der „Bibliotheca Islamica"). — 125—38 K. Budde, Jesaja und Aḥaz (gegen Begrichs Vermutung, die Könige von Ephraim und Syrien hätten Aḥaz für ein antiassyrisches Bündnis gewinnen wollen, ZDMG N. F. 8, 213—37). — 139—47 K. Budde, Habakuk (gegen die Auffassung von Duhm, Torrey, Sellin). — 148—90 K. Ahrens, Christliches im Qoran. III. IV. (Schluß). — *S. A. B. Mercer, Études sur les origines de la religion de l'Égypte (H. Kees). — *R. Reitzenstein, Die Vorgeschichte der christlichen Taufe (J. Leipoldt). — *A. Guérinot, La Religion Jaina (Ch. Krause). — *A. Jolles, Einfache Formen (W. Wolf). — Max Freiherr von Oppenheim-Stiftung (Mitteilung).
3/4 207—25 E. Littmann, Abessinische und semitische Poesie (Über Tigrē-Poesie, mit Hinweisen auf ihre Bedeutung für die semitische Poesie, hauptsächlich die arabische und die hebräische). — 226—38 F. W. von Bissing, Totenstele eines persischen Großen aus Memphis (im Museum Carnegielaan, den Haag. Mit 7 Tafeln). — 239—50 C. Meinhof, Über südspanische Münzen mit unbekannter Schrift (die Schrift ist vermutlich ein Ausläufer der lybischen, aber durch Berührung mit anderen Schriftsystemen beeinflußt; die Sprache wohl ein lybischer Dialekt). — 251—4 H. Bauer, Ein kanaanäisches Alphabet in Keilschrift (von Ras Schamra: Methodisches zur Entzifferung; Interpretationsprobe. Mit 1 Tafel). — 255—8 J. Schacht, Aḥmed Pascha Taimūr. Ein Nachruf (vgl. jetzt auch OLZ 1930, 854ff.). — *A. Musil, Palmyrena; ders., Northern Neǧd; ders., The Manners and Customs of the Rwala Bedouins (R. Hartmann). — *C. Brockelmann, Mitteltürkischer Wortschatz nach Maḥmūd al-Kāšγarīs Dīvān Luγāt at-Turk (ders.). — *F. Babinger, Die Geschichtsschreiber der Osmanen und ihre Werke (F. Giese). — *F. Giese, Die altosmanische Chronik des ʿĀšikpašazāde, auf Grund mehrerer neuentdeckter Handschriften von neuem herausgegeben (W. Björkman). — *F. Schachermeyr, Etruskische Frühgeschichte (J. Friedrich). — *F. Zorell, Grammatik zur altgeorgischen Bibelübersetzung mit Textproben und Wörterverzeichnis (G. Deeters). — *61*—*122* Berichte über die Vorträge des 6. Deutschen Orientalistentags in Wien.

10 (85) 1931:
1/2 1—24 W. Otto, Eduard Meyer und sein Werk. — 25—37 F. Calice, Über Semitisch-ägyptische Sprachvergleichung. — 38—68 M. Meyerhof, ʿAlī ibn Rabban aṭ-Ṭabarī, ein persischer Arzt des 9. Jahrhunderts n. Chr. — 69—92 E. Haenisch, Die Rachepflicht, ein Widerstreit zwischen konfuzianischer Ethik und chinesischem Staatsgefühl. — 93—102 H. Schmidt, Der zweite Internationale Kongreß Persischer Kunst im Januar 1931 in London. — 103—8 J. Strzygowski, Die Bildende Kunst im Rahmen der Geschichte Asiens (Erwiderung auf ZDMG 1930, 295ff.). — 109—43 Bücherbesprechungen.
3 147—71 W. Spiegelberg (†), Die demotische Literatur. — 172—95 O. Eißfeldt, Zwei Leidener Darstellungen der israelitischen Religionsgeschichte (A. Kuenen und B. D. Eerdmans). — 196—206 W. Printz, Gilgamesch und Alexander. — 207—38 Bücherbesprechungen.
4 239—81 C. Snouck Hurgronje, Theodor Nöldeke, 2. März 1836—25. Dezember 1930. — 282—6 F. H. Weißbach, Heinrich Zimmern, geb. 14. Juli 1862 — gest. 17. Februar 1931. — 287—324 H. Torczyner, Das literarische Problem der Bibel. — 325—50 H. Zimmer, Altindisches Drama im neuindischen Roman. — 351—4 A. Schoeller, Beitrag zu dem unbekannten südspanischen Alphabet. — 355—96 Bücherbesprechungen. R. P.

Zeitschrift für Eingeborenensprachen 21 1931:
3 (Festnummer O. Dempwolff) 161—208 K. Wacke, Formenlehre der Ono-Sprache (Neuguinea; Anhang: Ein Sagen-Text). — 208—30 P. Neuhaus, M. S. C., Sagen über Sonne und Mond in der Pala-Sprache (New-Ireland). — 230—47 W. Aichele, Altjavanische Berufsbezeichnungen. — Kleinere Mitteilungen: 248—52 W. Aichele, Eine Textverbesserung im altjavanischen Rāmāyaṇa. — 252—6 E. Mayr, Wörter der Nissan-Sprache (Inselgruppe östlich von New-Ireland).
4 257—310 E. Gieseke, Wahrsagerei bei den Venda (Erklärung der 3 Divinationsmethoden der Venda, mit Texten, 7 Abb.). — 310—9 H. Berthoud-N. J. v. Warmelo, Weitere Thonga-Märchen.
22 1931/32:
1 1—15 E. Zyhlarz, Ältere und jüngere Pluralbildung im Berberischen. — 16—46 N. J. v. Warmelo, Das Gitonga (Gegend von Inhambane, Portug. Ost-Afrika; Lautlehre, Gramm. Bemerkungen, Stellung unter den Bantusprachen, Vokabular). — 47—67 J. Ittmann, Nyang-Märchen (Ossidinge-, jetzt Mamfe-Bezirk, Kamerun). — *Foucauld, P. de, Poésies Touarègues (E. Zyhlarz). — *Basset, A., La langue Berbère. Morphologie. Le Verbe (C. Meinhof).
2 81—114 O. Scheerer, Sagen der Atayalen auf Formosa (Text mit eingehender Analyse). — 114—20 H. Berthoud s. o. N. J. v. Warmelo, Ein Thonga-Märchen. — 120—55 J. Ittmann, Sprichwörter der Nyang. Melzian.

Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts 17 1929:
186—9 *K. A. Totah, Contribution of the Arabs to Education, New York 1926 (W. Fischel). R. H.

Zeitschrift für Indologie und Iranistik 8 1931:
2 147—227 W. Ruben, Indische und griechische Metaphysik (Die religiösen Grundlagen. Die metaphysischen Systeme. Die Frage der Chronologie). — 228—40 A. Venkatasubbiah, On the Reconstruction of the Pañcatantra. — 241—66 F. Kuiper, Beiträge zur altindischen Wortforschung (*kalaha-ḥ, kālá-ḥ, kapala-m, kṣáyati, tāla-ḥ, dīná-ḥ, vetana-m*). — 267—80 H. Lommel, Vedica und Avestica (*karoti, ūrdhva-sthā, hukərəpta-*; Mutter und Kind bei Mensch und Tier in einigen vedischen Vergleichen). — 281—99 H. Oertel, Zu Calands Übersetzung des Āpastamba Śrauta Sūtra (Zusammenstellung des Wichtigsten und Hinzufügung einiger Bemerkungen des Verf.). — 300—3 F. Wolff, Liste von Shāhnāme-Zitaten (Beitrag zur Vervollständigung der Liste Saleman's in

Lexicon Šahnâmianum des 'Abdul Qâdiri Bagdâdensis). J. C. T.

Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft 46 1931:
1 1—24 O. Eißfeld, Werden, Wesen und Wert geschichtlicher Betrachtung der israelitisch-jüdisch-christlichen Religion (gründliche und nach vielen Seiten aufschlußreiche Arbeit).
2 33—50 W. Wüst, Rabindranath Tagores Gedichtwerk.
4 97—113 und 5 129—42 Seufert (Tsingtau), Die geistigen Strömungen im heutigen China.
5 139—42 O. G. von Wesendonk, Über die Totenklage bei den alten Persern (Die von F. W. von Bissing in ZDMG, N. F. 9, 226ff. aufgeworfene Frage, ob bei den Persern Totenklage üblich gewesen sei, wird für den achämenidischen Mazdaismus mit mehreren Belegen bejaht.)
6 161—80 G. Mensching, Die Idee der aktuellen Sünde in der Religionsgeschichte.
7 192—208 K. Galling, Das vierte Nachtgesicht des Propheten Sacharja.
10 289—99 Witte, Sun Yat sen (Darstellung seiner Persönlichkeit, seines Programms und seiner Wirkung).
11 321—9 C. Clemen, Söderblom als Religionshistoriker. — 329—40 G. Mensching, Typologie außerchristlicher Religion bei Hegel.
12 353—81 H. Schaeder, Die Leistung des Islam (nach einem Vortrag in der Humboldthochschule in Berlin). Hans Leisegang.

Zeitschrift für die Neutestamentliche Wissenschaft 28 1929:
312—20 J. Jeremias, Der Ursprung der Johannestaufe. R. H.

Zeitschrift für Osteuropäische Geschichte 5 (N.F.1) 1931:
4 520—6 F. Koneczny, Turanisches in der Russkaja Prawda. E. P. B.

Zeitschrift für romanische Philologie 51 1931:
6 703—5 K. Lewi, Zu einigen arabischen Lehnwörtern im Judenspanischen. E. P. B.

Zeitschrift für Politik 20:
246—84 H. Kohn, Das Königreich Irak. Sein erstes Jahrzehnt.
21:
268—76 O. G. von Wesendonk, Der Stand der arabischen Frage (Kurze Skizze der geschichtlichen Entwicklung bis zur Gegenwart. Prognose: „So entwickelt sich in Ägypten und Syrien . . . ein Nationalismus, der im wesentlichen lokal gebunden erscheint...". „Eine die Gesamtheit der arabischen oder stark arabisierten Völkerschaften umspannende Bewegung ist eine Utopie.") R. H.

Zeitschrift für Rechtsphilosophie 5 1930:
2 121—47 O. G. von Wesendonk, Vom Charakter des altpersischen Staates (Vortrag, gehalten auf dem 6. Deutschen Orientalistentag, Wien 1930).

Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte 51 Rom. Abt.:
229—76 W. Kunkel, Griechische und ägyptische Elemente im Eidesrecht der Ptolemäerzeit (mit verbesserten Deutungen demotischer und aramäischer Papyri). R. H.
52 Rom. Abt. 1932:
326—8 Erwin Seidl, Zu Pap. Straßb. dem. 12. (gegen Polotsky SZ 51, 274). — 420—8 *William F. Edgerton, Notes on egyptian marriage chiefly in the ptolemaic period (Erwin Seidl). — 428—30 *Erwin R. Goodenough, The Jurisprudence of the Jewish Courts in Egypt (Erw. Seidl). — 430—8 *Papyri der Universität München, 1. Heft. Die demotischen Papyri Loeb von Wilh. Spiegelberg (L. Wenger, E. Seidl). Wr.

Zeitschrift für Semitistik und verwandte Gebiete 8 1931:
2 97—117 C. Brockelmann, Ägyptisch-semitische Etymologien (76 Wortgleichungen über das von Ember und Albright Gebotene hinaus, Urverwandtschaft angenommen). — 118—9 F. und H. Simon, Zur Etymologie der Wörter „mogeln" und „Kittchen" (מעל und כת, כיתא „Gesellschaft, Klasse" neuh. „Sekte, Partei, Schulklasse, Eisenbahnklasse"). — 120—1 J. Schacht, Von den Bibliotheken in Stambul und Umgegend (II) (Nachtr. zu ZS 5, 288ff.). — 122—48 J. Finkel, King Mutton, A curious Egyptian tale of the Mamluk period (vorläufig nur Introduction). — 149—59 G. Bergsträßer, Ramadan-Kinderlieder aus Kairo (11 Lieder, Text mit Noten, Übersetzung; dazu 3 Parallelaufnahmen von Littmann). — 162—81 F. Goitein, Jemenische Geschichten (aus dem Munde jemenischer Juden, Vorbemerkungen über Lautverhältnisse, Text einer Geschichte). A. Götze.

Zeitschrift für systematische Theologie 9 1931:
3 567—79 H. H. Schaeder, Historische Theologie und Religionsgeschichte („Die religionsgeschichtliche Forschung . . . steht heute in einer Entwicklung, die sowohl methodisch wie sachlich unmittelbar an die Arbeitsweise und das Arbeitsgebiet der histor. Theologie heranführt und die noch bestehende Spannung zwischen Theologie und Religionsgeschichte zwar nicht aufzuheben, aber in die fruchtbare Beziehung gegenseitiger Intensivierung überzuführen geeignet ist"). Wr.

Zeitschrift für Vergleichende Rechtswissenschaft 44 1929:
3 305—81 M. David und E. Ebeling, Assyrische Rechtsurkunden. — 390—6 D. M. Kauschansky, Die Unterhaltungspflicht der Ehegatten nach biblischem, talmudischem und rabbinischem Recht.
45 1930:
1 178—208 A. Ladyženskij, Das Familiengewohnheitsrecht der Tscherkessen. — 219—39 N. Wahrmann, Die Bedingung im biblisch-talmudischen Recht. E. P. B.
2 241—300 O. Spies, Das Depositum nach islamischem Recht (I. Das Wesen des Verwahrungsvertrags im allgemeinen; II. Die rechtsgeschichtlichen Grundlagen; III. Die Lehren der Juristen: 1. Form des Verwahrungsvertrags, 2. die Personen des Vertrags; 3. Gegenstand und Unentgeltlichkeit des Vertrags, 4. die Verpflichtungen des Depositars, 5. Endigung des Vertrags). R. H.
46 1931:
2/3 193—226 S. Selger, Strafrechtsreform in der Türkei. — 317—59 A. H. Günther, Zusammenstöße zwischen Gesetz und Gewohnheitsrecht im nördlichen Kaukasus. E. P. B.

Zeitschrift für Vergleichende Sprachforschung 59 1931/32:
1/2 19—30 J. Wackernagel, Indoiranica. 3. Ai. *acchidat.* 4. *edānám.* 5. *kāla-.* 6. Ai. *gṛh-.* 7. Ai. *mūla.* 8. Altpersisch *arika-.* 9. Altpersisch *prtrm.* 10. jAw. *vī xada.* E. P. B.
3/4 205—12 H. Sköld, Sudanparallelen zur griechischen Lautentwicklung. — 212 W. S., Toch. *ratāk* [zu npers. *rada,* mpers. *ratak*]. E. P. B.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig C 1, Scherlstraße 2. — Druck von August Pries in Leipzig.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr.